This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

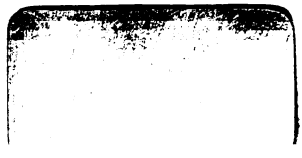
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library



Follen, Charles

DEUTSCHES LESEBUCH

FÜR

ANFÄNGER.

CAMBRIDGE:

UNIVERSITÄTS DRUCKEREI—BEI HILLIARD UND METCALF,

FÜR

Cummings, Hilliard, & Co.—Boston.

1826.

S.C.R.
PF
3116
.F68
1826

VORWORT.

Die Sammlung von Auszügen aus deutschen Schriftstellern, welche hier unter dem Namen: "Deutsches Lesebuch" erscheint, ist bestimmt, einem dringenden Bedürfniss ab zu helfen, das bei dem Unterricht in der deutschen Sprache an der hiesigen Hochschule sich offenbarte, und wahrscheinlich von allen Denjenigen gefühlt wird, welche diese Sprache in den vereinigten Staaten lehren, oder erlernen wollen. Der Zweck dieses Buches ist, den Lehrern, zur Erläuterung der Regeln und Eigenthümlichkeiten der Sprache, eine Sammlung von Beispielen aus anerkannten deutschen Musterwerken an die Hand zu geben, und zugleich den Lehrlingen einen Vorgeschmack und Vorbegriff von der neueren deutschen Literatur zu verschaffen. Für diesen doppelten Zweck sind hier aus den Werken der verdientesten und berühmtesten Schriftsteller im Gebiet der schönen Wissenschaften, einzelne Stücke zusammengestellt worden. Bei der Auswahl der Stücke konnte jedoch auf dasjenige, was jeden dieser Schriftsteller am meisten auszeichnet, weniger Rücksicht genommen werden, als auf das, was für den ersten Unterricht sich am meisten zu eignen schien. Von deutscher Dichtkunst liefert dieses Lesebuch nur wenige Proben, weil es zweckmäsig schien, den Anfänger im Deutschen vor allem mit den regelmäsigen Sprachformen, der gewöhnlichen Bedeutung der Wörter und Bildung der Sätze, vertraut zu machen. Sollte jedoch diese kleine Sammlung eine günstige Aufnahme finden, so wird bald eine, für den höheren Unterricht bestimmte, nachfolgen, welche mehr und grösere Probestücke, in gebundner und ungebundner

Rede, enthalten soll, um einen vollständigeren Begriff von deutscher Literatur zu geben.

Die Schriften, aus denen wir hier Auszüge liefern, gehören sämmtlich zur *neuen* deutschen Literatur, unter welchem Ausdruck man vorzugsweise diejenigen Werke begreift, die in der letzten Hälfte des vorigen, und im Laufe unseres Jahrhunderts erschienen. Die Reihe dieser neueren Schriftsteller beginnt mit *Lessing*, welchen Deutschland mit Recht als die Haupttriebfeder der grosen Umwälzung im Reiche der Literatur betrachtet, aus welcher, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, die merkwürdigsten wissenschaftlichen Erscheinungen hervorgingen, deren Ruhm, sowie er die Gränzen von Deutschland überschritten hat, auch über die der Gegenwart hinaus reichen wird.

Um die Verdienste der Schriftsteller aus diesem Zeitraume gehörig zu würdigen, ist es nöthig, mit den Werken ihrer Vorgänger einigermasen bekannt zu sein; wesshalb einige allgemeine Bemerkungen über deutsche Literaturgeschichte hier ihren Platz finden mögen.

Wenn man den Entwicklungsgang der deutschen Literatur im Ganzen betrachtet; so scheinen in ihr, den verschiednen Zeiteinflüssen gemäs, folgende drei Hauptrichtungen sich dar zu stellen.

Die erste Hauptrichtung ist die *romantische*, welche vorzüglich in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, dem Blüthenalter des Minnegesanges und der gothischen Baukunst, hervortritt. Viele Ursachen wirkten zusammen, dass in jener Zeit, während andere Zweige der Wissenschaft vernachlässigt waren, die Dichtkunst, neben der Baukunst, eine hohe Stufe eigenthümlicher Vollkommenheit erreichte. Hauptursachen waren: die unbeschränkte Herschaft eines Glaubens, der durch Sinneneindrücke sich des Gemüths bemächtigte, und durch seine Sinnbilder den

Verstand in Anspruch nahm; ferner, die Kreuzzüge, welche das Morgenland dem Abendlande bekannt machten; die Erzeugnisse der provenzalischen, und Überbleibsel der skandinavischen Dichtkunst; das Ritterwesen, und die aufblühenden Städte, nebst dem Einflusse der, Kunst und Wissenschaft fördernden deutschen Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen.

In diesem Zeitraum entsprangen eine unzählige Menge gröserer und kleinerer Gedichte, deren Hauptgegenstand: *Glaube*, *Ehre*, und *Liebe* ist, wodurch sie das eigenthümliche Gepräge, welches man das romantische zu nennen pflegt, erhalten. Aus dieser Zeit stammt das grose Heldengedicht, das *Lied der Nibelungen*, dessen Verfasser, gleich dem des herlichsten aller gothischen Bauwerke, des Köllner Domes (der in derselben Zeit gegründet wurde), unbekannt ist. Unter den Minnesingern (Liebessängern) zeichnen sich Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide vorzüglich aus.

Aber im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, als das deutsche Volksleben unter dem geisttödtenden Einflusse des österreichischen Kaiserhauses erschlaffte, da versank auch jener romantische Kunstsinn, und artete theils in übertriebene Ziererei, theils in handwerksmäsige Plattheit aus. Günstig wirkte diese Entartung des bürgerlichen und wissenschaftlichen Zustandes nur auf *eine* Art der Dichtung, die *Satyre*, welche in dieser Zeit bedeutende Fortschritte machte.

Eine neue, von der früheren durchaus verschiedene Richtung erhielt die deutsche Bildung im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch die grose *Kirchenreformation*, und das Vordringen der klassischen, *griechischen* und *römischen* Literatur. Sowie das *romantische* Zeitalter durch Erzeugnisse einer schöpferischen Einbildungskraft ausgezeichnet war, so zeichnete das *protestantische* durch

Beförderung der eigentlichen Verstandeswissenschaften sich aus: namentlich, durch vorurtheilsfreie und gründliche Forschung in der Theologie, Philosophie, Medicin, und Rechtswissenschaft. Aber im Gebiet der schönen Wissenschaften hat die Zeit von Luther bis auf Lessing nur Weniges hervorgebracht, das mit den Erzeugnissen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts wetteifern könnte. Höchst wichtig für die Ausbildung der deutschen Sprache war *Luthers Bibelübersetzung*. Um die deutsche Dichtersprache hat sich besonders Martin *Opitz*, im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, verdient gemacht. Er war der Stifter der s. g. schlesischen Dichterschule, aus welcher manche treffliche Früchte, namentlich auch mehrere dramatische Versuche, hervorgingen. In dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts versanken in Deutschland die schönen Künste und Wissenschaften in eine kraftlose Nachahmerei des französischen Modegeschmacks. Des Widerstandes ungeachtet, welchen mehrere Schweizergelehrte (Bodmer und Breitinger) dem Einreissen jenes falschen Geschmackes entgegensetzten, griff er dennoch, hauptsächlich durch *Gotscheds* Einfluss, immer weiter um sich, bis *Lessing*, in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in der deutschen literarischen Welt dasselbe bewirkte, was Luther in der kirchlichen bewirkt hatte. Lessing's Schauspiele erwarben ihm grosen Ruhm; das gröste Verdienst aber erwarb er sich durch seine freie, vielseitige und treffende Kritik, wodurch er die Götzen des Zeitgeschmackes stürzte, und in Deutschland jenen freien, nach Vollendung strebenden Geist weckte, der in den Meisterwerken der *neuen* deutschen Literatur sich offenbart. Sowie in der Philosophie Imanuel Kant eine neue Bahn brach, und in der Theologie die protestantische Dogmatik dem protestantischen Geiste wich: so thaten, in dem Gebiete der schönen Wissenschaften, Schriftsteller von selb-

ständigem, durch klassisches Alterthum und romantische Literatur zugleich gebildeten Geiste, sich hervor. Die Schätze der altdeutschen Literatur and Kunst wurden ans Licht gezogen; an welche nunmehr die vorzüglichsten neudeutschen Schriftwerke sich anschliesen,—aus welchen wir hier einige Proben liefern.

Cambridge am 1ten *Hornung*, 1826.

I.

PROSAISCHER THEIL.

LESSING.

Gotthold Ephraim Lessing war geboren zu Camenz in der Lausitz im Jahre 1729; er starb 1781. Seine Fabeln finden sich in dem achtzehnten Theil seiner sämmtlichen Werke; sie kamen zuerst heraus im Jahre 1759; verbessert aber 1777.

FABELN.

DER LÖWE UND DER HASE.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner näheren Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, dass euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, dass wir grosen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, dass ihm das Grunzen eines Schweines Schauder und Entsetzen erwecket.—

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

DER ESEL UND DAS JAGDPFERD.

Ein Esel vermas sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fus, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner *Liederhold*, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines *Mosheim* erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heisern Hals, und den schon seit acht Tagen.

DIE NACHTIGALL UND DER HABICHT.

Ein Habicht schoss auf eine singende Nachtigall. Da du so lieblich singst, sprach er, wie vortrefflich wirst du schmecken!

War es höhnische Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht sagte? Ich weis nicht. Aber gestern hört' ich sagen: dieses Frauenzimmer, das so unvergleichlich dichtet, muss es nicht ein allerliebstes Frauenzimmer sein! Und das war gewiss Einfalt!

DIE HUNDE.

Wie ausgeartet ist hier zu Lande unser Geschlecht! sagte ein gereister Pudel. In dem fernen Welttheile, welchen die Menschen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde! Hunde, meine Brüder—ihr werdet es mir nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen gesehen—die auch einen Löwen nicht

fürchten und kühn mit ihm anbinden. Aber fragte den Pudel ein gesetzter Jagdhund, überwinden sie ihn denn auch, den Löwen?

Überwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht sagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen!

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn sie ihn nicht überwinden, so sind deine gepriesene Hunde in Indien—besser als wir soviel wie nichts—aber ein gut Theil dümmer.

DER FUCHS UND DER STORCH.

Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle gesehen hast, sagte der Fuchs zu dem weit gereisten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackhaftesten Würmer und die fettesten Frösche geschmauset.

Sie sind lange in Paris gewesen, mein Herr. Wo speiset man da am besten? Was für Weine haben Sie da am meisten nach Ihrem Geschmacke gefunden?

DER SPRINGER IM SCHACHE.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauer, durch ein Merkzeichen dazu.

Ei, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt für Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterei, und sprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienste, die ihr thut?

ÄSOPUS UND DER ESEL.

Der Esel sprach zu dem Äsopus: Wenn du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so lass mich etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches sagen.

Dich etwas Sinnreiches! sagte Äsop; wie würde sich das schicken? Würde man nicht sprechen, du seist der Sittenlehrer, und ich der Esel?

DER LÖWE MIT DEM ESEL.

Als des Äsopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naseweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen?— Wen ich brauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Grosen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

DER ESEL MIT DEM LÖWEN.

Als der Esel mit dem Löwen des Äsopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft, und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! Unverschämter, war die Antwort.

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?

DIE WASSERSCHLANGE.

Zeus hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klotzes, eine gefrässige Wasserschlange. Willst du unser König sein, schrieen die Frösche, warum verschlingst du uns?—Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt.—

Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang.—Nicht? sagte die Wasserschlange. Desto schlimmer! So muss ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast.

DIE NACHTIGALL UND DIE LERCHE.

Was soll man zu den Dichtern sagen, die so gern ihren Flug weit über alle Fassung des grösten Theiles ihrer Leser nehmen? Was sonst, als was die Nachtigall einst zu der Lerche sagte: Schwingst du dich, Freundin, nur darum so hoch, um nicht gehört zu werden?

DER RABE.

Der Rabe bemerkte, dass der Adler ganze dreisig Tage über seinen Eiern brütet. Und daher kömmt es, ohne Zweifel, sprach er, dass die Jungen des Adlers so allsehend und stark werden. Gut! das will ich auch thun.

Und seitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreisig Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts, als elende Raben ausgebrütet.

DER RANGSTREIT DER THIERE,
in vier Fabeln.

(1.)

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd, lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unpartheiischer sein.

Aber hat er auch den Verstand dazu? lies sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckte Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert! sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, dass der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzet.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

(2.)

Der Mensch ward Richter.—Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid.—

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlass die Versammlung!

(3.)

Der Mensch entfernte sich.—Nun, sprach der höhnische Maulwurf,—(und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei)—siehst du, Pferd? Der Löwe meint es auch, dass der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt, wie wir.

Aber aus besseren Gründen, als ihr! sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

(4.)

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! —Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tieger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben, und über die zerrissene Versammlung am meisten murreten, waren— der Affe und der Esel.

DER ADLER.

Man fragte den Adler: warum erziehest du deine Jungen so hoch in der Luft?

Der Adler antwortete: Würden sie sich, erwachsen, so nahe zur Sonne wagen, wenn ich sie tief an der Erde erzöge?

DER HIRSCH.

Die Natur hatte einen Hirsch von mehr als gewöhnlicher Grösse gebildet, und an dem Halse hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirsch bei sich selbst: Du könntest dich ja wohl für ein Elend ansehen lassen. Und was that der Eitele, ein Elend zu scheinen? Er hing den Kopf traurig zur Erde, und stellte sich, sehr oft das böse Wesen zu haben.

So glaubt nicht selten ein witziger Geck, dass man ihn für keinen schönen Geist halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder klage.

DER SCHÄFER UND DIE NACHTIGALL.

Du zürnest, Liebling der Musen, über die laute Menge des parnassischen Geschmeisses? O, höre von mir, was einst die Nachtigall hören musste.

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der schweigenden Sängerin, an einem lieblichen Frühlingsabende, zu.

Ach! sagte die Nachtigall, die Frösche machen sich so laut, dass ich alle Lust zum Singen verliere. Hörest du sie nicht?

Ich höre sie freilich, versetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen ist Schuld, dass ich sie höre.

WIELAND.

Christoph Martin Wieland geb. 1733 zu Biberach in Schwaben; gest. 1813. Er gab seinen *Agathon* in den Jahren 1766–7 (Wielands Sämmtliche Werke, Band I, II und III,) und den *Goldnen Spiegel* 1772 heraus (Werke, VI und VII).

AGATHON.

Erstes Buch. 1 Kap. Erster Auftritt unsers Helden.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als *Agathon*, der sich in einem unwegsamen Walde verirrt hatte, abgemattet von der vergeblichen Bemühung einen Ausgang zu finden, an dem Fus eines Berges anlangte, welchen er noch zu ersteigen wünschte, in Hoffnung, von dem Gipfel desselben irgend einen bewohnten Ort zu entdecken, wo er die Nacht zubringen könnte. Er schleppte sich mit Mühe durch einen Fusweg hinauf, den er zwischen den Gesträuchen gewahr ward; allein da er ungefähr die Mitte des Berges erreicht hatte, fühlte er sich so entkräftet, dass er den Muth verlor, den Gipfel erreichen zu können, der sich immer weiter von ihm zu entfernen schien, je mehr er ihm näher kam. Er warf sich also ganz athemlos unter einen Baum hin, der eine kleine Terrasse umschattete, und beschloss die einbrechende Nacht daselbst zu zu bringen.

Wenn sich jemals ein Mensch in Umständen befand, die man unglücklich nennen kann, so war es

dieser Jüngling, in der Lage, worin unsre Bekanntschaft mit ihm sich anfängt. Vor wenigen Tagen noch ein Günstling des Glücks und der Gegenstand des Neides seiner Mitbürger, sah er sich, durch einen plötzlichen Wechsel, seines Vermögens, seiner Freunde, seines Vaterlandes beraubt, allen Zufällen des widrigen Glücks, und selbst der Ungewissheit ausgesetzt, wie er das nackte Leben, das ihm übrig gelassen war, erhalten möchte. Und dennoch, wiewohl so viele Widerwärtigkeiten sich vereinigten, seinen Muth nieder zu schlagen, versichert uns die Geschichte, dass derjenige, der ihn in diesem Augenblick gesehen hätte, weder in seiner Miene, noch in seinen Geberden einige Spur von Verzweifelung, Ungeduld, oder nur von Missvergnügen hätte bemerken können.

Vielleicht erinnern sich einige hierbei an *den Weisen der Stoiker*, von welchem man ehemals versicherte, dass er in dem glühenden Ochsen des Phalaris zum wenigsten so glücklich sein würde, als ein morgenländischer Bassa in den weichen Armen einer schönen Cirkasserin. Da sich aber in dem Laufe dieser Geschichte verschiedene Proben einer nicht geringen Ungleichheit unsers Helden mit dem Weisen des Seneca zeigen werden: so halten wir für wahrscheinlicher, dass seine Seele von der Art derjenigen gewesen sei, welche dem Vergnügen immer offen stehen, und bei denen eine einzige angenehme Empfindung hinlänglich ist, sie alles vergangenen und künftigen Kummers vergessen zu machen. Eine Öffnung des Waldes zwischen zwei Bergen zeigte ihm—die untergehende Sonne. Es brauchte nichts mehr als diesen Anblick, um das Gefühl seiner

widrigen Umstände zu unterbrechen. Er überlies sich der Begeisterung, in welche dieses majestätische Schauspiel empfindliche Seelen zu setzen pflegt, ohne sich eine Zeit lang seiner dringendsten Bedürfnisse zu erinnern. Endlich weckte ihn das Rauschen einer Quelle, die nicht weit von ihm aus einem Felsen hervor sprudelte, aus dem angenehmen Staunen, worin er sich selbst vergessen hatte; er stand auf und schöpfte mit der hohlen Hand von diesem Wasser, dessen fliesenden Krystall, seiner Einbildung nach, eine wohlthätige Nymphe ihm aus ihrem Marmorkrug entgegengoss; und, anstatt die von Cyprischem Weine sprudelnden Becher der gewohnten Athenischen Gastmähler zu vermissen, däuchte ihm, dass er niemals angenehmer getrunken habe. Er legte sich wieder nieder, entschlief unter dem sanft betäubenden Gemurmel der Quelle, und träumte, dass er seine geliebte *Psyche* wieder gefunden habe, deren Verlust das Einzige war, was ihm von Zeit zu Zeit einige Seufzer auspresste.

DER GOLDNE SPIEGEL.

(Erster Theil. 4.)

..... Der *Emir* war in seinem ganzen Leben nie so übel mit sich selbst zufrieden gewesen, als in dieser Nacht. Die Vergleichung, die er zwischen sich, einem Greise von zwei und dreisig, und diesem silberlockigen Jüngling von achtzig anstellte, war mehr als genugsam ihn zur Verzweiflung zu bringen. Er biss die Lippen zusammen, schlug sich vor den Kopf, und verfluchte in der Bitterkeit seines Herzens seinen Harem, seinen Leibarzt, seine Köche, und die jungen

Thoren, die ihn durch Beispiel und Grundsätze aufgemuntert hatten, sein Leben so eilfertig zu verschwenden. Erschöpft von ohnmächtiger Wuth, und betäubt von einem Schwall quälender Gedanken, die ihm das Gefühl seines Daseins zur Marter machten, schlummert' er endlich ein; und da er nach einigen Stunden wieder erwachte, fehlte wenig, dass er nicht alles, was ihm seit seinem letzten Schlafe begegnet war, für einen blosen Traum gehalten hätte. Wenigstens wandte er alle seine Kräfte an, die Erinnerung an den unangenehmsten Theil seiner Begegnisse zu unterdrücken; und in der Hoffnung, dass neue Eindrücke ihm dazu am beförderlichsten sein würden, öffnete er ein Fenster, aus welchem er die Gärten vor sich liegen sah, die sich von der Morgenseite um das Haus herum zogen. Eine reine, mit tausend erquickenden Düften erfrischte Luft zerstreute die düstern Wolken die noch um sein Gehirn hingen; er fühlte sich gestärkt; dieses Gefühl fachte wieder einen Funken von Hoffnung in seinem Busen an, und mit der Hoffnung kehrte die Liebe zum Leben zurück. Indem er diese Gärten betrachtete, und, seinem verwöhnten Geschmack am Prächtigen und Erkünstelten zu Trotz, sich nicht erwehren konnte, sie, bei aller ihrer nützlichen Einfalt und anscheinenden Wildheit, schön zu finden, ward er *den Alten* gewahr, der, halb von Gesträuchen bedeckt, sich mit kleinen Gärtnerarbeiten beschäftigte, welche der Emir nie gewürdiget hatte, sich einen Begriff davon zu erwerben. Die Begierde, alles Befremdende und Wunderbare, das er in diesem Hause gesehen, sich erklären zu lassen, bewog ihn, in die Gärten herab zu

steigen, um sich mit dem Alten in ein Gespräch ein zu lassen. Nachdem er ihm für seine leutselige Aufnahme gedankt hatte, fing er an, ihm seine Verwunderung darüber zu bezeigen, dass ein Greis von seinen Jahren, noch so gerade, so geschäftig, so lebhaft, und so fähig sein könne an den Vergnügungen des Lebens Antheil zu nehmen. Wenn deine silbernen Haare und dein eisgrauer Bart nicht von einem hohen Alter zeugten, setzte er hinzu, so müsste man dich für einen Mann von vierzig halten. Ich bitte dich, erkläre mir dieses Räthsel. Was für ein Geheimniss besitzest du, welches solche Wunder wirken kann?

Ich kann dir mein Geheimniss in drei Worten sagen, erwiederte der Alte lächelnd: *Arbeit, Vergnügen und Ruhe, jedes in kleinem Maße, zu gleichen Theilen vermischt, und nach dem Winke der Natur abgewechselt,* wirken dieses Wunder, wie du es zu nennen beliebst, auf die begreiflichste Weise von der Welt. Eine nicht unangenehme Mattigkeit ist der Wink, den uns die Natur giebt, unsre Arbeit mit Ergötzungen zu unterbrechen; und ein ähnlicher Wink erinnert uns, von beiden aus zu ruhen. Die *Arbeit* unterhält den *Geschmack* an den Vergnügungen der *Natur*, und das *Vermögen* sie zu geniesen; und nur derjenige, für den *ihre* reinen untadelhaften Wohllüste allen Reiz verloren haben, ist unglücklich genug, bei *erkünstelten* eine Befriedigung zu suchen, *welche sie ihm nie gewähren werden.* Lerne an mir, werther Fremdling *wie glücklich der Gehorsam gegen die Natur macht.* Sie belohnt uns dafür mit dem Genuss ihrer besten Gaben. Mein ganzes Leben ist eine lange, selten unterbrochene Kette von angenehmen Au-

genblicken gewesen; denn die Arbeit selbst, eine unsern Kräften angemessene und von keinen verbitternden Umständen begleitete Arbeit, ist mit einer Art von sanfter Wohllust verbunden, deren wohlthätige Einflüsse sich über unser ganzes Wesen verbreiten. Aber um durch die Natur glücklich zu sein, muss man die gröste ihrer Wohlthaten, die das Werkzeug aller übrigen ist, die *Empfindung*, unverdorben erhalten haben; und zum *richtigen Empfinden* ist *richtig Denken* eine unentbehrliche Bedingniss.

Der Alte sahe seinem Gast an der Miene an, dass er ihn nur mittelmäsig verstand. Ich werde dir vielleicht verständlicher sein, fuhr er fort, wenn ich dir die Geschichte unsrer kleinen Kolonie erzähle; denn in jeder andern Wohnung wohin der Zufall dich in diesen Thälern hätte führen können, würdest du alles ohngefähr eben so gefunden haben, wie bei mir. Der Emir bezeigte, dass er ihm sehr gern zuhören wollte. Er hatte ein so ermüdetes Ansehen, dass ihm der mitleidige Alte den Vorschlag that, sich auf einen Sofa in einem mit Citronenbäumen umpflanzten Gartensaale nieder zu lassen; wiewohl ihm selbst ein Spaziergang unter den Bäumen angenehmer gewesen wäre.

Der Emir nahm dieses Anerbieten willig an, und während eine schöne junge Sklavin sie mit dem besten Kaffe von Moka bediente, fing der muntre Greis seine Erzählung also an:

Eine alte Überlieferung sagt uns, dass unsre Vorfahren von Griechischer Abkunft gewesen, und durch einen Zufall, an dessen Umständen dir nichts gelegen sein kann, vor einigen Jahrhunderten in diese Gebirge

geworfen worden. Sie pflanzten sich in diesen angenehmen Thälern an, welche die Natur dazu bestimmt zu haben scheint, *eine kleine Anzahl von Glücklichen* vor der Missgunst und den ansteckenden Sitten der übrigen Sterblichen zu verbergen. Hier lebten sie, in zufriedener Einschränkung in *den engen Kreis der Bedürfnisse der Natur*, dem Anschein nach so armseelig, dass selbst die benachbarten *Beduinen* sich um ihr Dasein wenig zu bekümmern schienen. Die Zeit löschte nach und nach den grösten Theil der Merkmale ihres *Ursprungs* aus; ihre Sprache verlor sich in die Arabische; ihre Religion artete in einige abergläubische Gebräuche aus, von welchen sie selbst keinen Grund anzugeben wussten; und von den Künsten, die der Griechischen Nazion einen unverlierbaren Rang über alle übrige gegeben haben, blieb ihnen nur die Liebe zur *Musik*, und ein gewisser angeborner *Hang* zum *Schönen* und zu *geselligen Vergnügungen*, welcher die Grundlage abgab, worauf der weise Gesetzgeber ihrer Nachkommen einen kleinen Staat von glückseeligen Menschen auf zu führen wusste.

Zu den Zeiten meines Grosvaters kam der vortreffliche Mann, dem wir unsre dermalige Verfassung zu danken haben, der zweite und eigentliche Stifter unsrer Nazion, durch eine Kette von Zufällen in diese Gegend. Wir wissen nichts, weder von seiner Abkunft, noch von den Begebenheiten seines Lebens vor dem Zeitpunkte, da er zu uns kam. Er schien damals ein Mann von funfzig Jahren zu sein; er war lang, von majestätischer Gestalt, und von so einnehmendem Bezeigen, dass er in kurzer Zeit alle Herzen gewann.

Er hatte so viel Geld mit sich gebracht, dass es einem jeden in die Augen fallen musste, er habe keine andre Ursache unter uns zu leben, als weil es ihm bei uns gefiel. Das Sanfte und Gefällige seiner Sitten, die ungekünstelte Weisheit seiner Gespräche, die Kenntnisse, die er von tausend nützlichen und angenehmen Dingen hatte, verbunden mit einer Beredsamkeit, die auf eine unwiderstehliche Art sich in die Seelen einstahl, gaben ihm nach und nach ein unbegrenzteres Ansehen unter uns, als ein Monarch über seine angebornen Unterthanen zu haben pflegt. Er fand unsre kleine Nazion *fähig, glücklich zu sein*; und Menschen, sagte er zu sich selbst, welche etliche Jahrhunderte sich an dem Unentbehrlichen begnügen lassen konnten, *verdienen es zu sein*; ich will sie glücklich machen. Er verbarg sein Vorhaben eine geraume Zeit, weil er weislich glaubte, dass er die ersten Eindrücke durch sein *Beispiel* machen müsse. Er pflanzte sich unter uns an, lebte in seinem Hause so, wie du uns hast leben gesehen, machte unsre Leute mit Bequemlichkeiten und Vergnügungen bekannt, die ihre Begierden reizen mussten, und kaum ward er gewahr, dass er diesen Zweck erhalten habe, so legte er die Hand an seinen grosen Entwurf. Ein Freund, der ihn begleitet hatte, und von allen schönen Künsten in einem hohen Grade der Vollkommenheit Meister war, half ihm die Ausführung beschleunigen. Viele von unsern Jünglingen, nachdem sie die nöthige Vorbereitung von ihnen erhalten hatten, arbeiteten unter ihrer Aufsicht mit unbeschreiblicher Begeisterung. Wilde Gegenden wurden angebaut; künstliche Wiesen und Gärten voll fruchttragen-

der Bäume blühten in Gegenden hervor, die mit Disteln und Heidekraut bedeckt gewesen waren; und Felsen wurden mit neugepflanzten Weinreben beschattet. Mitten auf einer kleinen Anhöhe, die das schönste unsrer Thäler beherscht, stieg ein runder auf allen Seiten offner Tempel empor, in dessen Mitte nichts als eine Estrade, um drei Stufen höher als der Fusboden, und auf diesen *drei Bilder von weissem Marmor* zu sehen waren, Bilder, die man ohne Liebe und sanftes Entzücken nicht ansehen konnte. Ein Hain von Myrten zog sich in einiger Entfernung um den kleinen Tempel und bedeckte die ganze Anhöhe. Dieses letzte Werk war allen unsern Leuten ein Räthsel, und *Psammis* (so nannte sich der wunderbare Fremdling) verzog so lange, ihnen die Auflösung davon zu geben, bis er merkte, dass alle die zärtliche Ehrerbietung, die sie für ihn empfanden, nicht länger vermögend war, ihre Ungeduld zurück zu halten.

Endlich führte er am Morgen eines schönen Tages, welcher seitdem der heiligste unsrer festlichen Tage ist, eine Anzahl der Unsrigen, die er als die geschicktesten zu seinem Vorhaben ausgewählt hatte, auf die Anhöhe, setzte sich mit ihnen unter die Myrten und gab ihnen zu erkennen: " dass er in keiner andern Absicht zu ihnen gekommen sei, als sie und ihre Nachkommen glücklich zu machen; dass er keine andre Belohnung dafür erwarte, als das Vergnügen, seine Absicht erreicht zu haben; und dass er keine andre Bedingung von ihnen fordere, als ein feierliches Gelübde die Gesetze unverbrüchlich zu halten, die er ihnen geben würde." Es würde mir zu weitläufig sein, fuhr der Alte fort, dir zu

erzählen, was er *sagte*, um seine Zuhörer zu überzeugen, und was er *that*, um sein angefangenes Werk aus zu führen, und ihm alle die *Festigkeit* zu geben, *welche ein auf die Natur gegründeter Entwurf durch weise Vorsicht erhalten kann.* Eine Probe seiner *Sittenlehre*, die den *ersten Theil seiner Gesetzgebung* ausmacht, wird hinlänglich sein, dir davon einigen Begriff zu geben.

Jeder von uns empfängt beim Antritt seines vierzehnten Jahres, an dem Tage, da er *in dem Tempel der Huldgöttinnen* das Gelübde thun muss, *der Natur gemäs zu leben*, einige Täfelchen aus Ebenholz, auf welchen diese Sittenlehre mit goldnen Buchstaben geschrieben ist. Wir tragen sie immer bei uns, und sehen sie als ein Heiligthum und gleichsam als den *Talisman* an, an welchen unsre Glückseeligkeit gebunden ist. Wer sich unterfinge andre Grundsätze einführen zu wollen, würde als ein Vergifter unsrer Sitten und als ein Zerstörer unsers Wohlstandes auf ewig aus unsern Grenzen verbannt werden. Höre, wenn es dir gefällt, was ich dir davon vorlesen will."

" Das *Wesen der Wesen*, (so spricht Psammis im Eingange seiner Gesetze) welches, unsichtbar unsern Augen und unbegreiflich unserm Verstande, uns sein Dasein nur durch Wohlthaten zu empfinden giebt, bedarf unser nicht, und fodert keine andre Erkenntlichkeit von uns, als dass wir uns glücklich machen lassen.

Die *Natur*, die zu unsrer allgemeinen *Mutter* und *Pflegerin* von Ihm bestellt ist, flöset uns mit den ersten Empfindungen auch die Triebe ein, von deren Mäsig-

ung und Übereinstimmung unsre Glückseeligkeit abhängt. Ihre Stimme ist es, die durch den Mund ihres Psammis mit euch redet, seine Gesetze sind keine andern als die ihrigen.

Sie will, dass ihr eures Daseins froh werdet. *Freude* ist der letzte Wunsch aller empfindenden Wesen: sie ist dem Menschen, was Luft und Sonnenschein den Pflanzen ist. Durch süses Lächeln kündigt sie die erste Entwicklung der Menschheit im Säugling an, und ihr Abschied ist der Vorbote der Auflösung unsers Wesens. *Liebe* und gegenseitiges Wohlwollen sind ihre reichsten und lautersten *Quellen*: *Unschuld* des Herzens und der Sitten das sanfte *Ufer*, in welchem sie dahin fliesen.

Diese wohlthätigen Ausflüsse der Gottheit sind es, was ihr unter den Bildern vorgestellt sehet, denen euer gemeinschaftlicher Tempel heilig ist. Betrachtet sie als Sinnbilder der *Liebe*, der *Unschuld* und der *Freude*. So oft der Frühling wieder kommt, so oft Aernte und Herbst angehen und geendigt sind, und an jedem andern festlichen Tage, versammelt euch in dem Myrtenhaine, bestreuet den Tempel mit Rosen, und kränzet diese holden Bilder mit frischen Blumen; erneuert vor ihnen das unverletzliche Gelübde, *der Natur getreu zu bleiben;* umarmet einander unter diesen Gelübden, und die Jugend beschliese das Fest, unter den frohen Augen der Alten, mit Tänzen und Gesang. Die junge Schäferin, wenn ihr Herz aus dem langen Traume der Kindheit zu erwachen beginnt, schleiche sich einsam in den Myrtenhain, und opfre der Liebe die ersten Seufzer, die ihren sanften Busen heben; die

junge Mutter, mit dem lächelnden Säugling im Arme, wandle oft hierher, ihn zu den Füsen der holden Göttinnen in süsen Schlummer zu singen.

Höret mich, ihr Kinder der Natur!—denn diesen und keinen andern Nahmen soll euer Volk künftig führen.

Die Natur hat alle eure Sinne, hat jedes Fäserchen des wundervollen Gewebes eures Wesens, hat euer Gehirn und euer Herz zu Werkzeugen des Vergnügens gemacht. Konnte sie euch vernehmlicher sagen, wozu sie euch geschaffen hat?

Wär' es möglich gewesen, euch des Vergnügens fähig zu machen, ohne dass ihr auch des *Schmerzens* fähig sein musstet, so—würde es geschehen sein. Aber *so viel möglich war*, hat sie dem Schmerz den Zugang zu euch verschlossen. *So lang ihr ihren Gesetzen folget*, wird er eure Wonne selten unterbrechen; noch mehr, er wird euer Gefühl für jedes Vergnügen *schärfen*, und dadurch zu einer *Wohlthat* werden; er wird in euerm Leben sein, was der Schatten in einer schönen, sonnigen Landschaft, was die Dissonanz in einer Symphonie, was das Salz an euren Speisen ist.

Alles *Gute* löset sich in *Vergnügen* auf, alles *Böse* in *Schmerz*. Aber der *höchste Schmerz* ist das Gefühl, sich selbst unglücklich gemacht zu haben,—(hier holte der Emir einen tiefen Seufzer)—und die *höchste Lust*, das heitre Zurücksehen in ein wohl gebrauchtes, von keiner Reue beflecktes Leben.

Niemals möge unter euch, ihr Kinder der Natur, *das Ungeheuer* geboren werden, das eine Freude darin findet, andre leiden zu sehen, oder unfähig ist, sich

ihrer Freude zu erfreuen! Nein, ein so unnatürliches Missgeschöpf kann nicht zum Vorschein kommen, wo Unschuld und Liebe sich vereinigen, den Geist der Wonne über alles was athmet aus zu giesen. Freuet euch, meine Kinder, eures Daseins, eurer Menschheit; genieset, so viel möglich, jeden Augenblick eures Lebens: aber vergesset nie, dass ohne *Mäsigung* auch die *natürlichsten Begierden* zu Quellen des *Schmerzens*, durch Übermas die reinste Wohllust zu einem Gifte wird, das den Keim eures künftigen Vergnügens zernaget. Mäsigung und freiwillige *Enthaltung* ist das sicherste Verwahrungsmittel gegen *Überdruss* und *Erschläffung*. Mäsigung ist *Weisheit*, und nur dem Weisen ist es gegönnt, den Becher der reinen Wohllust, den die Natur jedem Sterblichen voll einschenkt, bis auf den letzten Tropfen aus zu schlürfen. Der Weise versagt sich zuweilen ein gegenwärtiges Vergnügen, nicht weil er ein Feind der Freude ist, oder aus einer albernen Furcht vor irgend einem gehässigen *Dämon*, der darüber zürnte, wenn sich die Menschen freuen; sondern, um durch seine Enthaltung sich auf die Zukunft zu einem desto vollkommnern Genusse des Vergnügens auf zu sparen.

Höret mich, ihr Kinder der Natur! Höret ihr unveränderliches Gesetz! Ohne *Arbeit* ist keine *Gesundheit* der Seele und des Leibes, ohne *diese* keine *Glückseeligkeit* möglich. Die Natur will, dass ihr die Mittel zur Erhaltung und Versüsung eures Daseins als Früchte einer mäsigen Arbeit aus ihrem Schoose ziehen sollet. Nichts als eine nach dem Grade eurer Kräfte angenommene Arbeit wird euch die nothwendige Bedingung alles Vergnügens, die *Gesundheit*, erhalten.

Von dem Augenblick an,—und o! möchte dann, wann er kommt, die Sonne auf ewig für euch verlöschen!—von dem Augenblick an, da Unmäsigkeit oder erkünstelte Wohllüste die Saamen schleichender und schmerzvoller Krankheiten in euern Adern verbreitet haben werden, verlieren *die Gesetze des Psammis* ihre Kraft euch glücklich zu machen. Dann werfet sie in die Flammen, ihr Unglückseeligen! Denn die Göttinnen der Freude werden sich in *Furien* für euch verwandeln. Dann kehret in eine Welt zurück, wo ihr ungestraft euer Dasein verwünschen könnet, und wenigstens den armseeligen Trost geniest, *überall Mitgenossen eures Elends zu sehen.*

HERDER.

Iohann Gottfried Herder, geb. 1741 zu Morungen in Preussen; gest. 1803 Seine "Paramythien" erschienen 1785 in den "Zerstreuten Blättern," Sammlung I (Sämmtliche Werke Th. IV). Seine "Früchte aus den s. g. goldenen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts" gab er heraus 1801–3.

PARAMYTHIEN. DICHTUNGEN AUS DER GRIECHISCHEN FABEL.

AURORA.

Aurora beklagte sich unter den Göttern, dass sie, die von Menschen so viel gelobt, von ihnen so wenig geliebt und besucht werde; am wenigsten aber von denen, die sie am meisten besängen und priesen. "Gräme dich nicht über dein Schicksal," sprach die Göttin der Weisheit, "geht es mir anders?"

Und dann, fuhr sie fort, siehe die an, die dich versäumen, und mit welcher Nebenbuhlerin sie dich vertauschen. Blick auf sie, wenn du vorbeifahrst, wie sie in den Armen der Schlaftrunkenheit liegen und modern an Leib und Seele.

Ja hast du nicht Freunde, hast du nicht Anbeter genug? Die ganze Schöpfung feiert dir; alle Blumen erwachen und kleiden sich mit deinem Purpurglanze in neue bräutliche Schönheit. Das Chor der Vögel bewillkommet dich; jedes sinnet auf neue Weisen, deine flüchtige Gegenwart zu vergnügen. Der fleisige Landmann, der arbeitsame Weise versäumen dich nie: sie trinken aus dem Kelche, den du ihnen darbeutst, Gesundheit und Stärke, Ruhe und Leben;

doppelt vergnügt, dass sie dich ungestört geniesen, ununterbrochen von jener geschwätzigen Schaar schlafender Thoren. Hältst du es für kein Glück, unentweiht genossen und geliebt zu werden? Es ist das höchste Glück der Liebe bei Göttern und Menschen.

Aurora erröthete über ihre unbedachte Klage; und jede Schöne wünsche sich ihr Glück, die ihr gleich ist an Reinigkeit und Unschuld.

DIE ECHO.

Glaubet es nicht, gutherzige Kinder, glaubt nicht der Fabel des Dichters, dass die bescheidene Echo je eine ansprechende Buhlerin des eitlen Narcissus oder eine schwatzhafte Verrätherin ihrer Göttin gewesen; denn nie zeigte sie sich ja einem Sterblichen, nie kam ein Laut zuerst aus ihrem Munde. Aber höret zu, dass ich euch die wahre Geschichte der Echo erzähle.

Harmonia, die Tochter der Liebe, war eine thätige Mitgehülfin Jupiters bei seiner Schöpfung. Mütterlich gab sie aus ihrem Herzen jedem werdenden Wesen einen Ton, einen Klang, der sein Inneres durchdringet, sein ganzes Dasein zusammenhält, und es mit allen vergeschwisterten Wesen vereinet. Endlich hatte sie sich erschöpft, die gute Mutter, und weil sie ihrer Geburt nach nur halb eine Unsterbliche war, sollte sie sich jetzt mit dem Leben von ihren Kindern scheiden. Wie ging ihr der Abschied so nahe! Bittend fiel sie vor dem Throne Jupiters nieder und sprach: "Gewaltiger Gott, lass meine Gestalt verschwinden unter den Göttern; aber mein Herz, meine Empfindung tilge nicht aus, und trenne mich nicht von denen, welchen ich aus meinem

Herzen das Dasein gegeben habe. Wenigstens unsichtbar will ich um sie sein, damit ich jeden Hall des Schmerzens und der Freude, mit dem ich sie glücklich oder unglücklich begabte, mit ihnen fühle, mit ihnen theile."

"Und was würde es dir helfen, sprach der Gott, wenn du ihr Elend unsichtbar mit ihnen fühltest, und ihnen nicht bei zu stehen, ihnen auf keine Art sichtbar zu werden vermöchtest? denn das letzte versaget dir doch der unwiderrufliche Spruch des Schicksals."

"So lass mich ihnen nur antworten dürfen; unsichtbar nur die Laute ihres Herzens wiederholen können, und mein Mutterherz ist getröstet."

Jupiter berührte sie sanft, und sie verschwand, sie ward zur gestaltlosen, allverbreiteten Echo. Wo eine Stimme ihres Kindes tönet, tönet das Herz der Mutter nach; sie spricht aus jedem Geschöpfe, jedem brüderlichen Wesen, den Laut des Schmerzens und der Freude mit dem Gleichlaute einer harmonischen Saite. Auch der harte Fels wird von ihr durchdrungen, auch der einsame Wald wird von ihr belebet; und o wie oft hast du mich, zärtliche Mutter, du scheue Bewohnerin der Einsamkeit und der stummen Haine, mehr in ihnen erquickt, als in dem öden Kreise tonloser Menschenherzen. Mit sanftem Mitleide giebst du mir meine Seufzer zurück; so verlassen und unverstanden ich sein mag, fühle ich doch aus jedem deiner gebrochenen Töne, dass eine alles durchdringende, alles verbindende Mutter mich erkennt, mich höret.

DER STERBENDE SCHWAN.

"Muss ich allein denn stumm und gesanglos sein?" sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst, und badete sich im Glanze der schönsten Abendröthe; beinahe ich allein im ganzen Reiche der gefiederten Schaaren. Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht, aber dir, o sanfte Philomele! beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Wellen ziehe, und mich im Abglanze des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldene Abendsonne! dein schönes Licht und meine Seeligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlizes niedertauchen und sterben!

Still entzücket tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend-und Morgen-Sonne, der schöne Phöbus. "Holdes, liebliches Wesen, sprach er, die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest und die dir nicht eher gewährt werden konnte." Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leier, und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's; aufgelöset und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besang er die schöne Sonne, die glänzende See, und sein unschuldiges, seeliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt war das harmonische Lied; lange Wellen zog er daher in süsen entschlummernden Tönen, bis er sich—in Elysium

wieder fand, am Fuse des Apollo in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen musste; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört, und das Antliz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fus Apollo's, und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süsem Gesange ihm nach zum Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an; das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles, hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick deines Todes.

FRÜCHTE AUS DEN SO GENANNTEN GOLDENEN ZEITEN DES ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERTES.

1

GESCHICHTE.

Unter Ludwig dem XIV, existirte sie nicht. Historiographen besoldete er; weise aber unterliesen sie es, ihr Amt zu verwalten. Er nahm sie mit zu Felde, seine Thaten zu sehen. *Boileau* sties laut in die Trommete: "Groser König, höre auf zu siegen; oder ich—höre auf zu schreiben!" (an dergleichen Lob war Ludwigs Ohr gewöhnt;) der Satyren- und Oden-Macher schrieb aber keine Geschichte. *Racine*, der zarte, blöde Racine, fiel fast in Ohnmacht, als er in Gegenwart des Königs und der Maintenon den Nah-

men *Scarron* als eines Possenreissers unvorsichtig genannt hatte; und als der König in einem von ihm nahmenlos aufgesetzten, der Maintenon anvertrauten Memorial über die damalige Noth Frankreichs, ihn höchst ungnädig erkannte, grämte sich der arme Dichter zu Tode. Racine also schrieb keine Geschichte. Pater *Daniel*, ein Jesuit, verstand das Ding besser. In seiner Geschichte von Frankreich machte er von der Familie d'Aubigné, zu der sich die Maintenon zählte, eine so glänzende Erwähnung, dass sein Buch bei den Höflingen und durch sie weiterhin schnellen Lauf gewann. Er ward königlicher Historiograph, und genoss seine Pension schweigend.

Wie kann man auch nur denken, dass ein Monarch wie Ludwig bei seinen Lebzeiten einen Geschichtschreiber habe? Ist die erste Pflicht dieses, Wahrheit zu sagen, Falsches nicht zu sagen, mit kühner Hand Glanz und Schimmer hinweg zu thun, wo diese die Begebenheiten entstellen, Charaktere verfälschen; wie war ein Geschichtschreiber an einem Hofe, unter einer Regierung denkbar, die ganz Schimmer, Schimmer von so betäubender, blendender Kraft war, dass er die Welt um sich her zu einer Zauberhöhle machte, in welcher allenthalben nur der Nahme des grosen Monarchen glänzte. Das einzige Wort Ludwigs: l'Etat? c'est moi! verbot unter seinen Augen alle Geschichte.

Und wie fernhin reichten diese Augen! Er, der die Holländer einiger öffentlichen Spöttereien wegen mit einer fürchterlichen Kriegsmacht anfiel, Er, der den *Bussi-Rabutin* eines ungezogenen Couplets wegen ver-

bannte, und des Telemachs wegen *Fenelons* unversöhnlicher Feind war; ein Machthaber wie Er, litt keine Geschichte.

Keine andere wenigstens, als die ihm aus seinen eigenen, auf seine eigenen Kosten dargebracht ward, eine *metallisch goldene;* aus Denkmünzen, die er auf sich hatte prägen lassen, mit Aufschriften, dazu er eine eigene Akademie bestellt hatte; eine vollwichtig goldene Geschichte.*

Desto hämischer neckten ihn dafür seine Feinde, desto lauter schrien seine Verfolgten. Von beiden Seiten war also keine Geschichte zu erwarten, die in gemäsigtem Lichte einen ruhigen Anblick fordert.

Aber die Scenen rücken vorbei; die Zeiten ändern sich und erscheinen in ihren Folgen; dann erst beginnt eine *vergleichende* Geschichte. Verzweifle niemand daran, dass wir oder unsere Nachkommen die grosen Begebenheiten unserer Zeit nicht auch als Geschichte sollten kennen lernen. Auch sie werden in die Entfernung treten, in der allein sie ein Mas mit reinem Anblicke gewähren. Was im Anfange des achtzehnten Jahrhundertes Ludwig, Wilhelm, Eugen, Marlborough und andere, waren in der Mitte des Jahrhundertes andere Helden, alle haben ihr Mas gefunden. Die schädlichste Krankheit der Geschichte ist ein *epidemischer Zeit-* und *National Wahnsinn,* zu dem in allen Zeitaltern die schwache Menschheit geneigt ist. Nichts dünkt uns wichtiger, als die Gegenwart; nichts seltener und gröser, als was Wir erleben. Treten nun zu diesem engen Gefühle noch aufblühender National-

* Histoire metallique de Louis XIV.

stolz, alte Vorurtheile von mancherlei Art, Verachtung anderer Völker und Zeiten, von ausen anmasende Unternehmungen, Eroberungen, Siege, vor allem endlich *jene behagliche oder vornehme Selbstgefälligkeit* hinzu, die sich selbst als den Mittelpunkt der Welt auf dem Gipfel der Vollkommenheit wähnet, und nach dieser Voraussetzung alles beäuget: so kommt in dieses ganze Chinesische Gemälde eine Verzogenheit der Begebenheiten und Figuren, die bei angewandtem Talente zwar unterhalten, vielleicht auch bezaubern kann, am Ende aber doch ermüdet. Wir fühlen uns durch die glänzende Darstellung getäuscht, und sind unwillig über diese Täuschung; denn die Folgezeit hat den falschen Firniss abgestrichen, die Begebenheiten anders gerückt und die Gestalten *rein modelliret*. Wie wenige Geschichten des vorigen und der ihm vorangegangenen Jahrhunderte lassen sich jetzt noch mit zustimmendem Urtheile vom Werthe der Dinge lesen! Anmasungen, Entwürfe, Schlachten, Lobsprüche, Siege—Alles hat mit dem Ende des Jahrhundertes ein anderes Mas erhalten; und wer bürgt uns dafür, ja wer darf es sich anmasen, dass er dieses Mas schon in der bestimmtesten Reinheit der Absichten und der Schätzung der Dinge habe? Auf jeden Fall indessen sind wir weiter.

DAS IDYLL.

Alle wissen wir, was gesagt werden soll, wenn wir ausrufen: "eine wahre *Idyllen-Scene*!" oder: "sie führen ein *Idyllen-Leben*." Alle wissen wir auch den Ursprung dieser Dichtungsart.—Wie? und wir wären noch über die Bestimmung ihres Begriffes uneinig? wir zweifelten noch, wohin uns dieser Begriff führe?

Lange vorher ehe Hirten in Arkadien oder Sicilien sangen, gab es im Morgenland Hirtengedichte. Das Leben der Zeitbewohner führte dahin; die Bilder ihrer Sprache, selbst ihre Nahmen waren aus dieser Welt genommen; das Glück, die Seeligkeit, die sie suchten konnten sie nur in *dieser* Welt realisiren. Bei Völkern solcher Art war das Idyll so wie die *Natursprache*, so auch das *einfache Ideal* ihrer *Dichtkunst*.

Auch wenn sie, aus dieser einfachen Lebensart in eine künstlichere übergingen; Sprache und Denkart hatten sich geformt; gern ging man in die Sitten und Sagen, ins Andenken älterer Zeiten zurück, da man in einem so glücklichen Zustande gelebt hatte. Nur die Bilder veredelten sich; es ward ein *Idyll höherer Art*, ein Traum des Andenkens alter glücklicher Zeiten. Auch die königliche Braut in Schmuck und Pracht musste als eine Schäferin, ihr Gemahl als Schäfer, der König ein Hirt der Völker, Gott selbst als ein Hirt seines Volkes erscheinen, um ein Zeitalter der Ruhe und Freude, ein Idyll der Glückseeligkeit dar zu stellen, oder zu schildern. So unauslöschlich sind in uns die Züge der Natur, die Eindrücke der Jugend!

Denn in der Kindheit ist nicht die Idyllen-Welt unser süsester Eindruck? Wenn der Lenz erwacht, erwachen wir, und fühlen in ihm den Lenz unseres Lebens; mit jeder Blume spriesen wir auf, wir blühen in jeder Blüthe. Uns klappert der wiederkommende Storch, uns singt die Nachtigall und die Lerche. An der Munterkeit und dem neuen Frühlingsleben jedes Geschöpfes nehmen Kinder brüderlich-schwesterlichen Antheil. Idyllen sind die Frühlings- und Kinder-

Poesie der Welt, das Ideal menschlicher Phantasie in ihrer Jugendunschuld.

* * *

Bei den Griechen entstand das Idyll nicht anders als bei andern Völkern; nur formte es sich nach ihrem Klima und Charakter, nach ihrer Lebensweise und Sprache. Möge es Arkadien oder Sicilien gewesen sein, wo zuerst ihre Hirten sangen; muntere Hirten an fröhlichen Tagen singen allenthalben. Sie suchten Gesellschaft, sie trieben zusammen, sie wetteiferten in Liedern; sie zankten, wählten einen Schiedsrichter; verehrten einander Geschenke—alles der Natur des dortigen Klimas, den Sitten damaliger Zeiten gemäs, Ausbrüche der Empfindungen, Anfänge der Dichtkunst. Denn was sangen diese Arkadischen Hirten? Ihr Glück und Unglück, das Angenehme und Unangenehme ihrer täglichen Lebensweise, sogar ihre Träume; wo dann alles zuletzt auf ein Bild der Glückseeligkeit hinausging.

Natürlich, dass in diesem engen Cyklus die *Liebe* eine Hauptrolle spielte; nicht aber war sie der Idyllen Eins und alles. Auch das Andenken ihrer Vorfahren, ihres Daphnis, ward von den Hirten gerühmt, ihre Feinde wurden geschmäht, der Verlust ihrer Freunde ward betrauert. Was die enge oder weitere Spanne des Hirtenlebens umfasst, war der Inhalt ihrer Lieder, mit Hinsicht auf Glückseeligkeit und Freude.

* * *

Die Gesänge indessen, die wir von den Griechen unter dem Nahmen *bukolischer Gedichte und Idyllen* haben, sind nichts weniger, als die rohen Gesänge jener

Schäfer; *Bions*, *Moschus* und *Theokrits* Gedichte sind Kunstwerke. Der letzte *nannte* sie sogar also; denn Idyll (εἰδύλλιον) heist ein *kleines Bild*, ein Kunstwerk. Wahrscheinlich war es Bescheidenheit, dass der gelehrte Alexandriner, Er, in Wahl der Gegenstände sowohl als im Versbau ein wahrer Künstler, diesen Nahmen wählte. Er fasst unter ihn die verschiedensten, manche der Hirtenwelt sehr entlegene Gegenstände, den Raub der Europa z. B., das Lob des Königes Ptolemäus, die Hochzeit des Menelaus und der Helena, eine Klage über die schlechte Aufnahme der Musen, das Fest des Adonis. Jenen engeren Begriff ursprünglicher Hirten-Poesie verband Theokrit also nicht mit seinem Idyllen-Nahmen.

Virgil mit dem Nahmen seiner "*Eclogen*," d. i. *auserwählter Stücke*, auch nicht; dieser begriff im Sinne der Römer ungefähr Das, was Theokrit mit seinem Nahmen Idyll anzeigen wollte, nämlich ausgesuchte, wohlausgearbeitete kleine Gedichte.

Bei dieser Unbestimmtheit des Nahmens war es Natur der Sache, dass die Folgezeit nach dem *Hauptbegriff der Gattung* die Benennung festsetzte. Nothwendig also erhöhte man den Begriff; aus der Hirtenward eine Schäferwelt, aus dem wirklichen ein *geistiges Arkadien*, ein Paradies unserer Hoffnungen und Wünsche, ein Paradies also der Unschuld und Liebe, oft auch in ihren Kämpfen, in ihren Schmerzen. Die Stunden unserer Seele, da wir uns dem zartesten Glücke und Unglücke am nächsten fühlen, wurden dazu Eclogen, erlesene Situationen und Momente.

In diese Schäferwelt setzen uns *Tasso*, *Guarini*, und wer sonst dem *Arkadien*, das *in unsern Herzen* wohnt, nachstrebte. Es ist ein Land, das nie war, schwerlich auch je sein wird, in welchem aber in den schönsten Augenblicken des Lebens unsre dichterische Einbildung oder Empfindung lebte. *Glückwünschungen* insonderheit ward fortan das Idyll angemessen gefunden; es spricht so naiv, so zart und einfach! und doch enthüllt es Alles, was unser Herz wünschet.

ENGEL.

JOHANN JOACHIM ENGEL, geb. 1741 zu Parchim im Herzogthum Mecklenburg Schwerin; gest. 1802. Seinen "Lorenz Stark" gab er heraus 1801.

LORENZ STARK.

(Zweiter Abschnitt.)

DER junge Herr Stark hatte sein Wort gegeben, im öffentlichen Concert zu erscheinen, und sich zu diesem Ende in ein lichtbraunes sammtnes Kleid mit goldgestickter Weste geworfen. Er hatte sich über dem Anziehen ein wenig versäumt, und fuhr jetzt in groser Eile in das gemeinschaftliche Arbeitszimmer, wo der Alte beim Geldzählen sas.—Friedrich! Friedrich! Friedrich! rief er, indem er die kaum zugeworfene Thüre mit Geräusch wieder aufriss.

Gott sei bei uns! sagte der Alte, was giebts?—und nahm die Brille herunter.

Der Sohn forderte Licht zum Siegeln, warf sich an seinen Schreibtisch, und murmelte dem Alten seitwärts die Worte zu: Ich habe zu arbeiten—Briefe zu schreiben.

So eilfertig? sagte der Alte. Ich wiederholte es dir schon so oft: Bedächtig arbeiten und anhaltend hilft weiter als hitzig arbeiten und ruckweis.—Doch freilich! freilich! Je eher man sich vom Arbeitstisch losmacht, desto früher———

kömmt man zum Spieltisch, wollte er sagen; aber weil eben Friedrich mit Licht herein trat, so besann er sich, und verschluckte das Wort.

An wen schreibst du denn da? fing er nach einiger Zeit wieder an.

An Eberhard Born in S.....

Den Sohn?

Der Vater heist August, nicht Eberhard.

Gut! meine Empfehlung an ihn—ich denke noch oft an die Reise im vorigen Sommer, wo ich ihn kennen lernte. Er ist doch ein vortrefflicher junger Mann!

O ja! murmelte der Sohn in sich hinein. Wer nur auch so wäre!

Ein ordentlicher, arbeitsamer, gesitteter Mann, wie geboren zum Kaufmann. Voll Muths, etwas zu unternehmen, aber nie ohne Bedacht; in seinem Äusern so anständig, so einfach, von Sammt und Stickereien kein Freund, und, was ich an ihm ganz vorzüglich schätze—kein Spieler. Ich denke, er soll in seinem Leben noch sein erstes Solo verlieren.—Wenn er ja einmal spielt, so ist es nicht in der Karte, sondern mit seinen Kindern.—Ach und der Alte, sein Vater! der kann so ganz aus vollem Herzen gegen ihn Vater sein. Das ist ein glücklicher Mann!—Ich kenne Väter, fuhr er ein wenig leiser fort, die sich an ihm versündigen, die ihn beneiden könnten.

Schreib, oder—sagte der Sohn, indem er eine Feder nach der andern auf den Tisch stampfte und hinwarf.

Der Alte sah das eine Weile mit an.—Du bist ja ganz ärgerlich, wie es scheint?

Wer's nicht wäre! murmelte der Sohn wieder in sich.

Bin ich etwa Ursach? Hab' ich deinen Geschmack nicht getroffen?—Er stand auf und ging zum Tische des Sohns.—Ich weis, du bist von Winken und Anspielungen eben kein Freund, und ich kann auch deutlicher reden.

O es braucht dessen nicht, sagte der Sohn, und schrieb fort.

Der Alte nahm ihm ruhig die Feder aus der Hand, spritzte sie aus und legte sie hin.—Sieh! fing er dann an: es wird mir von Tage zu Tage immer ärgerlicher, dass ich einen Menschen von so weitläufigem Kopfe und von so engem Herzen zum Sohn haben muss. Einen Menschen, der für seinen Putz, sein Vergnügen, der im l'Hombre und Whist ein Ducätchen nach dem andern, oft auch wohl dutzendweise, vertändelt; der nur noch gestern wieder bis in die sinkende Nacht gespielt hat, und der, wenn er eine grosmüthige Handlung thun sollte, vielleicht keines Thalers Herr wäre;—einen Menschen, der ewig ledig bleibt, weil keine Partie ihm reich genug ist, und der doch immer übrig genug hat zu fahren, zu reiten, den Kavalier zu machen, Sammt und Stickereien zu tragen.—Ich muss wohl nicht Unrecht haben, fuhr er nach einigem Stillschweigen fort: denn du kannst mir nicht antworten.

O, ich könnte, sagte der Sohn, indem er mit Hitze aufstand; aber—

So sprich! was verhinderte dich?

Bei Gott! ich bin es müde, so fort zu leben——
Dass ich das hoffen dürfte!

Ich bin nun, denk' ich, ein Mann, und kein Kind mehr. Warum wird mir noch immer begegnet wie einem Kinde?

Sohn! Sohn! es giebt alte Kinder.

Ich bin aufmerksam; ich versäume nichts, was zu thun ist; ich setze nie die Achtung und Ehrerbietung gegen Sie aus den Augen——

Nur den Gehorsam ein wenig.

Ich verwalte das Ihrige mit Redlichkeit und Treue; und doch—doch kann ich keine Stunde in Ruhe leben; doch wird mir durch Vorwürfe ohne Ende jeder Augenblick meines Daseins verbittert; doch wird mir jede Zerstreuung, jedes elende Vergnügen gemissgönnt.

Du sprichst sehr hart, aber sehr wahr: jedes *elende* Vergnügen!

Elend—weil es mir nichts, oder eine Kleinigkeit kostet. Was hab' ich denn noch verloren, wenn ich verlor?

Das Kostbarste was wir haben: die Zeit.

Und soll ich denn gar keinen Genuss meiner Jugend haben? Soll ich immer so fortarbeiten, wie Sie; mich eben so tragen, eben so einschränken, wie Sie? eben so——

Nun, was stockst du? sprich aus!

Eben so—bei Thalern zusammen sparen, um bei hunderten weg zu werfen?

Weg zu werfen? sagte der Alte, dem nichts in der Welt so unerträglich schien, als dass Kinder über den freien Gebrauch eines selbsterworbenen Vermögens richten sollten.—Dacht' ichs doch, dass der junge Mensch noch würde mein Vormund werden! Weg zu werfen! Was verstehst du darunter? Was heist bei dir wegwerfen? Sprich!—Er ging ihm nah, und hielt ihn etwas unsanft am Arme.—Seinen Beutel jedem ehr-

lichen Manne offen halten, der Beistand braucht; etwa das?

Ehrlich, sagte der Sohn mit ziemlich gesunkener Stimme; wenn sie es alle wären!

O, ich bin noch wenig betrogen. Ich fasse meinen Mann erst ins Gesicht, ehe ich gebe. Und was nennst du denn wegwerfen? sprich!

Sie borgen Allen—ohne das Geringste davon zu haben.

Thor! ohne das Geringste davon zu haben?—Er zog die Hand von seinem Arme, und gab ihm einen Blick voll Verachtung.—Ich habe das davon, zu sehen, dass es meinen Mitmenschen wohl geht. Rechnest du das für nichts? Und wenn sie mich einst die lange Strase hinabtragen, und ich hier alles dahintenlasse, so hoff' ich, es soll da mancher mit Thränen in seinen Augen sprechen: Schade um den rechtschaffnen Mann! Ich hab' ihm mit Weib und Kindern meinen ganzen Wohlstand zu danken. Ich war in Noth, und kam zu ihm; da half er mir auf, und ich konnte bei Ehren bleiben. Bei dir hingegen—Doch was stehe ich da und predige in den Wind? Dein Kopf hat einmal seine eigene Philosophie, und wollte Gott, dass es eine gescheutere wäre!—Nur immer wieder an deine Arbeit! Schreib! Schreib!

GÖTHE.

JOHANN WOLFGANG GÖTHE, geb. 1749 zu Frankfurt am Main, lebt noch. Er gab "Fragmente eines Journals in Italien" heraus 1789.

STUNDENMAS DER ITALIÄNER.

EINE von den Fremden meist aus einem falschen Gesichtspunkt betrachtete Einrichtung ist die Art der Italiäner die Uhr zu zählen. Sie verwirrt jeden Ankömmling, und weil der gröste Theil der Reisenden überall seine Art zu sein fortsetzen, in seiner Ordnung und in seinem Gleise bleiben will, so ist es natürlich, dass er sich bitter beschwert, wenn ihm auf einmal ein wichtiges Mas seiner Handlungen gänzlich verrückt wird.

Deutsche Regenten haben in ihren italiänischen Staaten schon die uns gewöhnliche Art die Stunden zu zählen eingeführt. Dieser sogenannte französische Zeiger, der zum Trost der Fremden schon lange auf *Trinità di Monte* zu sehn ist, wird nun bald auch in und auserhalb St. Peter den Reisenden ihre gewohnten Stunden zeigen. Unsere Art zu zählen wird also wohl nach und nach gemeiner werden, ob sich gleich das Volk schwerlich sobald damit befassen wird; und gewiss verlöre es auch eine eigenthümliche Landessitte, eine ererbte Vorstellungsart, und eine höchst schickliche Gewohnheit.

Wie oft hören wir von Reisenden das glückliche Land, das schöne Klima, den reinen blauen Himmel, die milde Luft Italiens preisen, und es ist zum grösten Theil wahr und unübertrieben. Daraus folgt nun aber für's Leben: dass wer nur kann, und so lang' er nur immer kann, gern unter freiem Himmel sein und auch bei seinen Geschäften der Luft geniesen mag. Wie viele Handwerker arbeiten vor den Häusern auf freier Strase! wie viele Läden sind ganz gegen die Strase zu eröffnet! wie mancherlei geschieht auf den Märkten, Plätzen, und in den Höfen! Dass, bei einer solchen Lebensart, der Moment wo die Sonne untergeht und die Nacht eintritt, allgemeiner entscheidend sein müsse, als bei uns, wo es manchmal den ganzen Tag nicht Tag wird, lässt sich leicht einsehen. Der Tag ist wirklich zu Ende; alle Geschäfte einer gewissen Art müssen auch geendigt werden, und diese Epoche hat, wie es einem sinnlichen Volke geziemt, Jahr ein Jahr aus dieselbige Bezeichnung. Nun ist es Nacht *(Notte)*; denn die vier und zwanzigste Stunde wird niemals ausgesprochen, wie man im Französischen *Mittag (Midi)* und nicht zwölf Uhr sagt. Es läuten die Glocken, ein jeder spricht ein kurzes Gebet, der Diener zündet die Lampen an, bringt sie in das Zimmer und wünschet *felicissima notte.*

Von dieser Epoche an, welche immer mit dem Sonnenuntergang rückt, bis zum nächsten Sonnenuntergang, wird die Zeit in 24 Stunden getheilt; und da nun jeder durch die lange Gewohnheit weis, sowohl wann es Tag wird, als in welche Stunde Mittag und Mitternacht fällt, so lassen sich alle Arten von Berechnungen gar

bald machen, an welchen die Italiäner ein Vergnügen und eine Art von Unterhaltung zu finden scheinen. Natürlicher Weise findet sich die Bequemlichkeit dieser Art die Stunden zu zählen, bei allen Handlungen, welche auf Tag und Nacht die reinste Beziehung haben, und man sieht wie auf diese Weise die Zeit einer grosen sinnlichen Masse Volks eingetheilt werden konnte.

So findet man alle Werkstätten, Studien, Comptoire, Banken, durch alle Jahrszeiten bis zur Nacht offen; jeder kann seine Geschäfte bis dahin verrichten. Hat er müsige Zeit, so kann er seine Spaziergänge bis Sonnenuntergang fortsetzen, alsdann gewisse Cirkel finden und mit ihnen das Nöthige verabreden, sich mit Freunden unterhalten; anderthalb bis zwei Stunden in der Nacht eilt alles den Schauspielhäusern zu; und so scheint man sich selbst Jahr aus Jahr ein in derselbigen Zeit zu leben, weil man immer in derselbigen Ordnung alles was auf Tag und Nacht einen Bezug hat verrichtet, ohne sich weiter zu bekümmern, ob es nach unserer Art zu rechnen früh oder spät sein möchte.

So wird der grose Zusammenfluss von Fahrenden und Fusgängern, welcher in allen grosen Städten Italiens, besonders an Sonn- und Festtagen, sich gegen Abend in der Hauptstrase auf dem Hauptplatze sehen lässt, so wird der römische Corso, und im Carnaval von Rom eine ungeheure Masse von unbändigen Menschen durch diese Art die Stunden zu zählen, gleichsam wie an einem Faden gelenkt. Ja, dadurch, dass Tag und Nacht so entschieden von einander absetzen, werden dem Luxus, der so gern Tag und Nacht mit einander vermischt und in einander verwandelt, gewissermasen Gränzen gesetzt.

Ich gebe zu, dass der Italiäner sein ganzes Leben fortführen, und doch die Stunden nach unserer Art zählen könnte; allein es wird ihm unter seinem glücklichen Himmel die Epoche, welche Abends Tag und Nacht scheidet, immer die wichtigste Zeitepoche des Tages bleiben. Sie wird ihm heilig bleiben, weil die Kirche zum Abendgebete nach dem altem Zeitpunkte fortläuten wird. Ich habe sowohl in Florenz als Mailand bemerken können, dass mehrere Personen, obgleich die öffentlichen Uhren alle nach unserem Zeiger gestellt sind, doch ihre Taschenuhren und ihr häusliches Leben nach der alten Zeitrechnung fortführen. Aus allem diesen, zu dem ich noch manches hinzufügen könnte, wird man schon genug erkennen, dass diese Art die Zeit zu rechnen, welche dem Astronomen, dem der Mittag der wichtigste Tages-Punkt bleibt, verächtlich scheinen, dem nordischen Fremden unbequem fallen mag, sehr wohl auf ein Volk berechnet ist, das unter einem glücklichen Himmel der Natur gemäs leben und die Hauptepochen seiner Zeit auf das Fasslichste fixiren wollte.

VOLKSGESANG.

VENEDIG.

Es ist bekannt, dass in Venedig die Gondeliere grose Stellen aus Ariost und Tasso auswendig wissen, und solche auf ihre eigne Melodie zu singen pflegen. Allein dieses Talent scheint gegenwärtig seltner geworden zu sein; wenigstens konnte ich erst mit einiger Bemüh-

ung zwei Leute ausfinden, welche mir in dieser Art eine Stelle des Tasso vortrugen.

Es gehören immer zwei dazu, welche die Strophen wechselsweise singen. Wir kennen die Melodie ungefähr durch *Rousseau*, dessen Liedern sie beigedruckt ist; sie hat eigentlich keine melodische Bewegung, und ist eine Art von Mittel zwischen dem *Canto fermo* und dem *Canto figurato*; jenem nähert sie sich durch recitativische Declamation, diesem durch Passagen und Läufe, wodurch eine Silbe aufgehalten und verziert wird.

Ich bestieg bei hellem Mondschein eine Gondel, lies den einen Sänger vorn, den andern hinten hin treten, und fuhr gegen *St. Georgio* zu. Einer fing den Gesang an, nach vollendeter Strophe begann der Andere, und so wechselten sie mit einander ab. Im Ganzen schienen es immer dieselbigen Noten zu bleiben, aber sie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Werth, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Überhaupt aber war ihr Vortrag rauh und schreiend. Sie schienen, nach Art aller ungebildeten Menschen, den Vorzug ihres Gesangs in die Stärke zu setzen, einer schien den andern durch die Kraft seiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkästchen, anstatt von dieser Scene einigen Genuss zu haben, in einer sehr beschwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröffnete und der den Credit seiner Lansdleute gern erhalten wollte, versicherte mir, dass dieser Gesang aus der Ferne sehr an-

genehm zu hören sei; wir stiegen deswegen ans Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie fingen nun an gegen einander zu singen, und ich ging zwischen ihnen auf und ab, so dass ich immer den verlies, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf einen und den andern.

Hier war diese Scene an ihrem Platze. Die stark declamirten und gleichsam ausgeschrienen Laute trafen von fern das Ohr, und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Passagen, welche ihrer Natur nach leiser gesungen werden mussten, schienen wie nachklingende Klagtöne auf einen Schrei der Empfindung, oder des Schmerzens. Der Andere, der aufmerksam horcht, fängt gleich da an, wo der Erste aufgehört hat, und antwortetet ihm, sanfter oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit sich bringt. Die stillen Kanäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäsige der wenigen hin und wieder wandelnden schwarzen Gondeln, vermehrte das Eigenthümliche dieser Scene, und es war leicht, unter allen diesen Umständen, den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er passt vollkommen für einen müsigen einsamen Schiffer, der auf der Ruhe dieser Kanäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herschaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile sich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig weis, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal lässt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel, alles ist ruhig umher, er ist

mitten in einer grosen volkreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Gerassel der Wagen, kein Geräusch der Fusgänger, eine stille Gondel schwebt bei ihm vorbei, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein anderer, vielleicht ein ganz unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwei fremde Menschen, er wird das Echo des Ersten, und strengt sich nun auch an gehört zu werden, wie er den Ersten vernahm. Convention heist sie von Vers zu Vers wechseln, der Gesang kann Nächte durch währen, sie unterhalten sich ohne sich zu ermüden, der Zuhörer, der zwischen beiden durchfährt, nimmt Theil daran, indem die beiden Sänger mit sich beschäftigt sind.

Es klingt dieser Gesang aus der weiten Ferne unaussprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann sich der Thränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr fein organisirter Mann war, sagte ganz ohne Anlass: *è singolare come quel canto intenerisce, e molto più quando lo cantano meglio.*

Man erzählte mir, dass die Weiber vom *Lido* (der langen Inselreihe, welche das adriatische Meer von den Lagunen scheidet), besonders die von den äusersten Ortschaften Malamocca und Palestrina, gleichfalls den Tasso auf diese und ähnliche Melodien sängen.

Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer um zu fischen auf das Meer gefahren sind, sich Abends an das Ufer zu setzen und diese Gesänge an zu stimmen,

und so lange heftig damit fort zu fahren, bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel schöner und noch eigenthümlicher bezeichnet sich hier dieser Gesang als der Ruf eines Einsamen in die Ferne und Weite, dass ihn ein anderer und gleichgestimmter höre und ihm antworte! Es ist der Ausdruck einer starken herzlichen Sehnsucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe ist.

MÜLLER.

Johannes Müller geb. zu Schafhausen in der Schweiz 1752, gest. 1809. Seine "Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft" erschienen in 5 Bänden; den ersten gab er 1786 heraus, der letzte, welchen Müller unvollendet lies, wurde von Glutz Blotzheim ergänzt 1816.

DER APPENZELLER KRIEG.

(Gesch. Schw. Eidg. Th. 2. K. 7.)

In den Zeiten des Fortgangs der Schweizer, der Bildung des Gotteshausbundes, und allgemeiner Bewegung der Gemüther für die natürlichen Rechte des Menschen, thaten sich etwa sechs Dörfer, welche nie zuvor unter gleichem Namen vorgekommen, aus Ungeduld gegen harte Amtleute in eine Republik zusammen, die bald sieghaft aus dem Gebirg hervortrat, in fünf Jahren viele grose Banner, fünf Städte und vier und sechzig Burgen erobert, von Kiburg bis in die Thäler der Adige den Schrecken ihrer Waffen gebracht, fast ohne Beistand sich behauptet hat, und bestehet bis auf diesen Tag; das Land Appenzell.

Wenn man von S. Gallen im Thurgau bei Vögelinsegk den Bergpfad hinauf steigt, erblickt man bald eine grose Menge durch tiefe Thäler abgesonderte, schön grüne Berge voll fetter Weiden; in denselben liegen zu unserer Zeit unzählige Hütten und Häuser, an einigen Orten beisammen, meistens in die Wiesen hin wie

gesäet. Hinter diesen Gegenden stehen Felsenwände und Alpenfirste, deren Mas nur von den höchsten Gebirgen der alten Welt übertroffen wird: hier von den Felsen Gamor, dort von der Silberblatten steigen sie empor, noch über des Alten-Mannes nie enblöstes Haupt, hinauf zu des Hohen-Sentis unter mancher Klafter Schnee begrabenem Horn. Alle Berge und Gefilde, in die der Alpenstock sich nordwärts herablässt, alles Land von dem Tirol, Schwaben hinunter in Wirtemberg, und hinauf nach den Herschaften der Berner, liegt vor ihm ausgebreitet: südwarts blickt man zu wenigen einsamen Spitzen empor. Das Gebirg der Appenzeller steht allein; viele niedrigere Berge, wo die Quellen der Thur liegen, wo Sargans ist und Montfort in mehreren Herschaften war, trennen es von dem Adula und von Hohenrhätiens Thälern.

Dieses Gebirg haben in sehr alten Zeiten freie Männer und ihre eigenen Leute, so fern der Fleis des Menschen über die Natur vermag, angebauet; sie haben die Sümpfe getrocknet, und Wälder ausgerodet. Ihr Herr war der König der Franken, von welchem der Zins ihrer Güter und andere Nutzung an das Stift S. Gallen vergabet worden; die Reichsdienste und Blutbann blieben der Krone; es blieben auch in ihren Rechten die Herren, deren Knechte eine Gegend in dieser Wüste urbar gemacht hatten. So war die Gewalt nach der Manier alter Zeiten vertheilt, keiner hatte sie unumschränkt.

Es glückte dem Abt Cuno von Stauffen, dass alle Herschaft über das Bergland unter seine Gewalt kam; um die Grundfeste derselben, die Liebe der

Unterthanen, um die gab er sich keine Mühe. Abt Cuno lebte in Zeiten, welche der Freiheit günstig waren; er aber wollte das Volk in keiner Sache ehren; er war ein strenger Mann, auf diesen Ton herschten seine Amtleute. Der Obervogt auf der Burg in Schwendi in dem Innern des Landes legte auf Milch, Butter und Käse einen ungewohnten Zoll, und er hatte zwei grose Hunde, auf jedermann zu rennen, der sich des Zolls weigere (dergleichen Hunde Barnaba Visconti mit sich führte, wenn er durch die Gassen von Mailand gieng). Der Vogt zu Appenzell war ein so unbarmherziger Eintreiber, dass er bei einem Todfall, nicht zufrieden des besten Kleides in dem Erb, das Grab öffnen lies, den Rock zu nehmen, mit welchem die armen Kinder ihren todten Vater bekleidet. Die von dem Abt an das Stift gelösten Reichssteuern erhöhete derselbe um viel; die Abgaben von den Gütern wurden unerträglich.

Der Landmann von Appenzell, in reiner Bergluft auferzogen, gesund, meist gros, allezeit stark, durch mancherlei Kampfspiele von Jugend auf geübt, geniest einer freien Seele: das zeigt er in allem. Denn er ist redlich in seinem Thun, leitsam durch Liebe, unbeugsam wider ungerechte Gewalt, freudig im Krieg, und von aller Furcht entfernt; weswegen er auch desto leichter einsieht was zu thun ist, und überhaupt bald jede Sache in ihrer natürlichen Gestalt erblickt und beurtheilet. Als durch die obgedachten Begebenheiten landkundig wurde, welch ein Herr der Abt Cuno war, schöpfte jeder Hausvater in seiner Hütte Unmuth und sorgsame Gedanken und nach und nach traten biderbe

Landleute zusammen; manches freie Wort liesen sie fallen, um die Gemüther der Menge zu erforschen. Bald wurden die Gemeinden berufen; da redete, wer die öffentlichen Übel am tiefsten empfand, und stellte das Exempel der Waldstette vor; da kamen sie überein, dass der Appenzeller an Muth für sein Land keinem Volk nachgiebt. Am lautesten erhob sich die Sprache der Freiheit in den vier Ländchen des Reichs; Trogen, der Hauptflecken in Sonderamt, und Herisau trat ihnen bei; das ganze Land von Appenzell, wo sonst jede Gemeine für sich gelebt, schloss, heimlich, auf dass die Vögte nichts gewahr würden, einen Bund für die Erhaltung der Landesherkommen, und wider den Misbrauch der höchsten Gewalt. Nachdem sie hiedurch einer des andern sicher geworden, zweifelten sie nicht mehr, setzten einen Tag, machten sich auf und bemächtigten sich der Burgen; die Vögte eilten in Flucht.

Hierauf sandten sie an sieben Orte der Schweizer, und baten um derselben Bund; wohl zu voreilig; der nachmals erworbene Ruhm empfahl sie noch nicht. Es begegnete, was das vortheilhafteste war; nämlich, genug zu erhalten, auf dass der Muth nicht fallen dürfe, und nicht alles, damit sie nicht, auf andere getrost, sich selbst versäumen: fünf Orte, die sie noch nicht kannten, oder die zu abgelegen wohnten, oder den Briefen des Abts mehr glaubten, schlugen ab. Schwytz, welches ganz Europa das Glück der Freiheit hätte mittheilen mögen, untersuchte nicht lang, nahm sie in Landrecht, und sandte Werner Amsel nebst Peter Löri, diesen, dass er Hauptmann, jenen, dass er Land-

ammann über sie sei; denn die Verwaltung der stiftischen Vögte wurde verworfen, und es mag sein, dass die Vornehmsten im Land nicht wollten ihrer Freiheitsliebe das Aussehen des Ehrgeizes geben, oder man befürchtete Misvergnügen und Parteiung von der Wahl zweier und Hintansetzung der andern. Glaris lies ausrufen: "welcher tapfere und freiheitsliebende Mann den Appenzellern helfen wolle, dem soll es erlaubt sein;" zweihundert griffen nach den Waffen und zogen hinüber.

Hierauf erging von dem Abt an die Reichsstädte eine Mahnung wider das aufrührische Volk in dem Gebirg. Die Städte sandten Georg von Ems, Ritter, mit gütlichen Vorschlägen an die Appenzeller. Die Appenzeller sprachen: "wiederholte Unterdrückung und eure Parteilichkeit hat uns bewogen, ein Landrecht auf zu nehmen mit Schwytz; das wollen wir halten, und bieten Recht auf die Eidgenossen." Da redete Georg von Ems. "Man wird wissen, euch zum Gehorsam zu bringen, und nächstens." Jene gaben zur Antwort: "Unsere Sache ist gut; Gott ist mit braven Leuten." Der Herr von Ems wandte sich und ritt hinweg. Aufs neue ergingen Mahnungen.

Also in dem acht und achtzigsten Jahr, nachdem die Schweizer am Morgarten ihren ersten Streit für die Freiheit gethan, in dem vierzehnhundert und dritten der christlichen Zeitrechnung, im Anfang des Mai, beschlossen die von Costanz, die Überlinger und Ravensburger, die Wangener, die Buchhorner und Lindauer, dem Abt Cuno diese Bauersame unter den vorigen Gehorsam zu bringen, brachen auf mit ihrer

auserlesenen Mannschaft, und kamen in die Stadt S. Gallen. In dem Bürgermeisterthum Konrads von Watt und Walther Schürpfs wurde auch dieser Stadt Banner wider Appenzell aufgeworfen; alle Stiftslande sandten ihr Volk. Die Wachten auf den Höhen der Appenzeller sahen die heranziehenden Banner, die Reisigen, die Menge zu Fus, gaben die Zeichen. So erging der Sturm, zum ersten Mal seit Appenzell bewohnt war, zu der Landwehr für die Erhaltung der Freiheit. Nachdem die Greise, für die Waffen zu schwach, ihre Söhne geseegnet, und jeder, seines Lebens unbesorgt, sich nur zu männlichem Abschied von Weib und Kindern gestärkt, schaareten sich aus allen Dorfschaften ungefähr zweitausend Mann, unter dem Hauptmann Jakob Hartsch, und eilten auf die Höhe Vögelinsegk bei dem Dorf Speicher. Von derselben Landmark geht man hinab nach S. Gallen; die Strase, obwohl steinig, ist nicht allzuabschüssig; sie hat an einem Ort eine Vertiefung; damals war noch auf beiden Seiten viel Wald; endlich sind sanfte Hügel; die Stadt selbst liegt an dem Flüsschen Steinach zwischen den Hügeln, in der Ebene, welche hier von der Sitter, dort von der Goldach durchströmt ist. An dem vierzehnten Mai wurde die Nacht von dem Heer des Abts in guter Bewirthung im Kloster und in den Bürgerhäusern zugebracht; aber die Appenzeller, die Stunde betrachtend, auf die das Vaterland gekommen war, und über wie ein verschiedenes Glück für ihr ganzes Leben und ihre Nachkommen sie sich an dem folgenden Abend erfreuen oder betrüben würden, erneuerten ihre Kräfte durch die mitgebrachte Zehrung, schliefen wenig und besetz-

ten die vortheilhaftesten Orte. Dieser Kunst war der Feind sich nicht vermuthend.

Die Morgenröthe ging auf; die Reisigen zogen aus der Stadt, ihr Fusvolk nach, fünftausend Mann, in langer Ordnung, der Gegend gemäs; über den Linsenbühel kamen sie die Hohlgasse hinauf nach Vögelinsegk. Der Wald war von zweihundert Glarnern und von dreihundert Männern von Schwytz besetzt; sie aber ahndeten keine List. Sie kamen ohne Widerstand bis an den obern Eingang der hohlen Gasse. Doch lies ein Haufe von achtzig Appenzellern, die sie für eine Bergwacht hielten (die übrigen, von den Höhen bedeckt, lauerten des Augenblicks), diese achtzig liesen sie nicht ebenen Pfads hinauf gelangen, schleuderten schnell, und fielen zu behend in die Reihen, als dass die Reisigen sie hätten umringen und niederschiesen können. In demselben Augenblick geschah das Gleiche den hintern Reihen und einigem Fusvolk durch die von Schwytz und Glaris, welche dieses mit Vortheil von beiden Seiten der Hohlgasse thaten. Jene, welchen die Gegend schädlicher als der Feind furchtbar schien, strebten mit gröster Anstrengung aus der Gasse empor. Da trat plötzlich ganz Appenzell hinter den obersten Höhen hervor, ein sehr schöner Schlachthaufe (die Gegend verhinderte seine ganze Zahl zu messen), freudiger Trotz in allen Gesichtern, starkbeleibte oder hochgewachsene Hirten, in behendem Schleudern und in kräftigem Daniederschlagen von Jugend auf durch Spiele und gegen wilde Thiere alltäglich geübt. Als die Reisigen auf einmal wider ihr Vermuthen die Appenzeller vollzählig im Besitz der Höhen und viel zu

muthvoll erblickten, als dass möglich schien, sie herab zu werfen, zumal der Ort sie ganz verhinderte, ihre Macht, selbst in ein ungleiches Gefechte zu bringen; erkannten sie die Schweizerischen Künste, und liesen sich die Feindesverachtung zu spät gereuen. Doch beschlossen sie, den Krieg in das Feld herab zu ziehen vor dem Eingang der Hohlgasse; denn sie hofften gewiss, wenn die Appenzeller mit Auflösung ihrer festen Ordnung ihnen durch die enge Gegend nachjagen, so werden sie die Waffenthat, ehe diese ungeübten Krieger sich gehörig stellen, vortheilhaft enscheiden an einem Ort, wo die Menge streiten könne: darum riefen sie unter die Ihrigen mit lauter Stimme: "zurück, zurück!" Als die nächsten wichen, die Reisigen von oben herab gewaltig nachdrangen, zugleich die Mannschaft von Appenzell nebst Glaris und Schwytz mit grosem Feldgeschrei von den Höhen und von beiden Seiten fürchterlich einbrach, geschah, dass der Befehl unrecht verstanden wurde. Die Augen wurden bei den hintersten Schaaren, die Ausleger des betäubten Gehörs; da sie weichen sahen, hielten sie dafür, der ganze Kopf der Säule sei gefallen, durch den Tod der Vornehmsten sei der Streit verloren, und verstanden anstatt "zurück," eine Warnung in Flucht, wandten sich, und stürzten ohne Ordnung, ohne Aufenthalt, schreckenvoll herab nach der Stadt S. Gallen. Schwytz und Glaris eilten, den Ort, wo dieser Zufall die Säule brach, ohne allen Verzug ein zu nehmen: die obere Hälfte würde von ihnen und von den Appenzellern gänzlich niedergemacht worden sein, wenn ihre weit geringere Zahl ihnen den Gebrauch verstattet hätte,

welchen sie von der Gegend machen wollten, um den Feind ein zu schliesen. Als die Reisigen das unten geschehene Unglück sahen, gaben sie den Streit (wohl nicht unbillig) auf, besorgt um eigene Rettung, damit sich der Verlust nicht vergrösere. In dieser Bemühung wurden beide Bürgermeister von S. Gallen, Conrad von Watt und Walther Schürpf, da sie die Ehre des Tags allbereit verloren sahen, durch diejenigen erschlagen, mit welchen sie gesiegt haben würden, wenn sie den Bund gehalten hätten. Da half weder dem von Blankenheim die lange Reihe wohladelicher Väter, noch dem starken Blaarer, dass er einen dreifachen Panzer trug. Die ganze Gegend herab, auf den Höhen und in Gründen, bis auf Notkersegk, ja wohl bis an Jauchstalden herunter, floh mit Wegwerfung der Waffen in schreckenvoller Zerstreuung, und fiel in groser Anzahl das feindliche Heer. Bei diesem Anblick, (denn er mochte den Unfall sehen) erschrack der Abt Cuno; es bewegte sich die ganze Stadt, reuig des Kriegs. Vier Banner gingen unter, und es wurden bei sechshundert eiserne Panzer erbeutet.

Als die geschlagene Mannschaft in die Thore drang, und aus allen Häusern Weiber und Kinder mit unruhigem Blick die Ihrigen suchten, dankte mehr als ein Bürger, dass die Erinnernng der vorigen Freundschaft bei den Appenzellern ihm das Leben gerettet. Einer zweitägigen Wöchnerin aber kam folgende Botschaft: "Hartmann Ringgli, ihr Mann, sei an der Hohlgasse, tödlich verwundet, von dem Feind angetroffen worden; den Appenzeller, der ihn umbringen wollte, habe er mit bittern Thränen um die kurze Frist gebeten, ihn

seine Frau zum letzten Male sehen zu lassen; dem Appenzeller sei eine Thräne entfallen, er habe seine Kriegsgesellen gerufen, sie haben ihren Mann bis nahe an die Stadt getragen, er warte sehnlichst sie noch zu sehen." Sie eilte, gieng heraus, und küsste das Blut von den Wunden, er drückte ihre Hand auf die sterbende Brust; am folgenden Tag starb er; sie pflegte von dem an, so oft jene Appenzeller in die Stadt kamen, sie zu bewirthen.

Von der Höhe Notkersegk lies der Hauptmann die Zeichen ergehen, dass der Menschenschlacht gewehrt werde; da lies das Volk von dem Feind ab. Viele, hingerissen vom Kriegsfeuer, hätten im Getümmel und Entsetzen der Flucht nach dem Tod zwei vornehmer Bürgermeister die Stadt S. Gallen ein zu nehmen gedacht; aber die mehreren, unverblendet über die Schwierigkeiten der Unternehmung, blieben Meister ihrer selbst, und mäsigten die Jugend. Sie zogen hinauf in ihr gerettetes Land; auf der Wahlstatt fielen sie nieder, "weil sie von Gott gewürdiget worden, die allererste Schlacht für ihr Vaterland fast ohne Verlust glorreich zu vollbringen." Der funfzehnte Mai, der Tag als beim Speicher gestritten wurde, nahm dieses Ende.

SCHILLER.

Friedrich Schiller, geb. zu Marbach im Würtembergischen 1759; gest. 1805. Er gab seine "Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" heraus 1788; seinen "Geisterseher" 1789; "Spiel des Shicksals" 1792.

WILHELM VON ORANIEN UND GRAF VON EGMONT.

(Gesch. d. Abf. d. ver. Nied. Buch 1.)

Unter den niederländischen Grosen, die auf die Oberstatthalterschaft Anspruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünsche der Nation zwischen dem Grafen *von Egmont* und dem Prinzen *von Oranien* getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu diesem Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so musste es nothwendig auf Einen von diesen beiden fallen.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Auser verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden,

die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besas er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien. *Wilhelm* war im Jahr 1533 zu Dillenburg, in der Grafschaft Nassau, von einer Gräfin *Stollberg* geboren. Sein Vater, der Graf von *Nassau*, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen lies; *Karl der Fünfte* aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und lies ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen grosen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab—ein Beweis, dass er als Knabe schon angefangen haben musste, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegnen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, dass dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eignen Klugheit würden entgangen sein. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war drei and zwanzig Jahr alt, als *Karl* die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschliesung aller Grosen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder *Ferdinand* die Kaiser-Krone zu überbringen. Als der Herzog

von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, denen es allzugewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherrn einen Jüngling entgegen zu setzen. Abwesend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang lies ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes aus zu schliesen. *Philipp*, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch *Karl der Fünfte* diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. *Wilhelm von Oranien* gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie *Cäsar* sie nennt, die Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war: einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschau-

en und Herzen zu gewinnen, war kein gröserer Meister, als *Wilhelm*; nicht dass er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen lies, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluss reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. *Wilhelm* zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthalsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich.

Eine glänzende Gastfreiheit, das grose Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseeligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als *Wilhelm der Verschwiegene.* Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmas zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mistrauischen Geiste seines Jahrhunderts. *Philipp der Zweite* schaute schnell und tief in einen Character, der, unter den gutartigen, seinem eignen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe

alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber *Wilhelm* hatte noch einen andern Berührungspunkt mit *Philipp dem Zweiten*, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt, und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Machiavells zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. *Philipp* hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten hasste, und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefasst hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. *Wilhelm* glaubte an den Papst, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund dass ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, dass ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früherer Kindheit die lutherische Religion

für die römische verlies. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.

Diese allgemeinen Gründe des Mistrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. *Wilhelm* war als Geisel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorsichtigkeit *Heinrichs des Zweiten*, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nah anging, mit zu theilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicher Weise dem Könige von Spanien in die Hände. *Philipp* wurde von diesem entscheidenden Aufschlusse über *Wilhelms* Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Grosen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der Kaiser, im letzten Akte seines Lebens, auf seinen Schultern ruhte, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edlen Stammes, als *Wilhelm*, war *Lamoral*, Graf *von Egmont* und Prinz *von Gavre*, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern deren kriege-

rischer Muth die Waffen des Hauses Österreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter *Maximilian* die Statthalterschaft über Holland verwaltet. *Egmonts* Vermählung mit der Herzogin *Sabina von Baiern* erhöhte noch den Glanz seiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. *Karl der Fünfte* hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vlieses geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniss der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herlichen Sohne des Landes gros, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung *Egmonts* war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt, Höflichkeit, edler Anstand und Leutseeligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine

Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, so bald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. *Egmont* besas mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der blose Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nicht Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung Statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. *Egmont* vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat als *Oranien*, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sahe die Welt, wie sie wirklich war, *Egmont* in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft ein zu schalten, der sie endlich tolldreist, wie *Cäsar* seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war *Egmont*. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süsen Bewusstsein, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in

der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. *Wilhelm von Oranien* brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; *Egmont* war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, *Egmont* ist nie mehr, als ein Fläminger gewesen.

Philipp der Zweite stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberstatthalterschaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu sein. Geburt und Ansehen, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für *Egmont*, als für *Oranien*, und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienste hätten *Philipp* bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für Einen von beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloss; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. *Philipp* konnte in den Niederlanden keinen

Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. *Egmonts* Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König, hies es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge.

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen *von Oranien* die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluss in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den Übrigen, welche zu diesem Amte in Vorschlag gebracht wurden, war auch *Christina*, Herzogin von Lothringen, und Muhme des Königs, die sich als Mittlerin des Friedens von Chateau-Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone, erworben hatte. *Wilhelm* hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, dass er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzogin *Christina* wurde verworfen nicht sowohl, wie es hies, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deswegen, weil sie dem niederländischen Volke und dem Prinzen *von Oranien* willkommen war.

DER GEISTERSEHER.

AUS DEN PAPIEREN DES GRAFEN VON O**.

ERSTES BUCH.

Ich erzähle eine Begebenheit, die vielen unglaublich scheinen wird, und von der ich grosen Theils selbst Augenzeuge war. Den wenigen, welche von einem gewissen politischen Vorfalle unterrichtet sind, wird sie—wenn anders diese Blätter sie noch am Leben finden—einen willkommenen Aufschluss darüber geben; und auch ohne diesen Schlüssel wird sie den übrigen, als ein Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes, vielleicht wichtig sein. Man wird über die *Kühnheit des Zwecks* erstaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen im Stande ist; man wird über die Seltsamkeit der *Mittel* erstaunen, die sie auf zu bieten vermag, um sich dieses Zwecks zu versichern. Reine, strenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn diese Blätter in die Welt treten, bin ich nicht mehr, und werde durch den Bericht, den ich abstatte, weder zu gewinnen, noch zu verlieren haben.

Es war auf meiner Zurückreise nach Kurland, im Jahr 17** um die Carnavalszeit, als ich den Prinzen von ** in Venedig besuchte. Wir hatten uns in ** schen Kriegsdiensten kennen lernen, und erneuerten hier eine Bekanntschaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedies wünschte, das Merkwürdige dieser Stadt zu sehen, und der Prinz nur noch Wechsel erwartete, um nach ** zurück zu reisen, so beredete er mich leicht, ihm Gesellschaft zu leisten, und meine Abreise so lange zu verschieben. Wir kamen

überein, uns nicht von einander zu trennen, so lange unser Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war so gefällig, mir seine eigne Wohnung im Mohren an zu bieten.

Er lebte hier unter dem strengsten Incognito, weil er sich selbst leben wollte, und seine geringe Apanage ihm auch nicht verstattet hätte, die Hoheit seines Rangs zu behaupten. Zwei Cavaliere, auf deren Verschwiegenheit er sich vollkommen verlassen konnte, waren nebst einigen treuen Bedienten sein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er, mehr aus Temperament als aus Sparsamkeit. Er floh die Vergnügungen; in einem Alter von fünf und dreisig Jahren hatte er allen Reizungen dieser wohllüstigen Stadt widerstanden. Das schöne Geschlacht war ihm bis jetzt gleichgültig gewesen. Tiefer Ernst und eine schwärmerische Melancholie herschten in seiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren still, aber hartnäckig bis zum Übermas, seine Wahl langsam und schüchtern, seine Anhänglichkeit warm und ewig. Mitten in einem geräuschvollen Gewühle von Menschen ging er einsam; in seine Phantasienwelt verschlossen, war er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen. Niemand war mehr dazu geboren, sich beherschen zu lassen, ohne schwach zu sein. Dabei war er unerschrocken und zuverlässig, sobald er einmal gewonnen war, und besas gleich grosen Muth, ein erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen und für ein anderes zu sterben.

Als der dritte Prinz seines Hauses hatte er keine wahrscheinliche Aussicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht, seine Leidenschaften hatten

eine andere Richtung genommen. Zufrieden, von keinem fremden Willen ab zu hängen, fühlte er keine Versuchung, über andere zu herschen: die ruhige Freiheit des Privatlebens und der Genuss eines geistreichen Umgangs, begrenzten alle seine Wünsche. Er las viel, doch ohne Wahl; eine vernachlässigte Erziehung und frühe Kriegsdienste hatten seinen Geist nicht zur Reife kommen lassen. Alle Kenntnisse, die er nachher schöpfte, vermehrten nur die Verwirrung seiner Begriffe, weil sie auf keinen festen Grund gebauet waren.X

Er war Protestant, wie seine ganze Familie—durch Geburt, nicht nach Untersuchung, die er nie angestellt hatte, ob er gleich in einer Epoche seines Lebens religiöser Schwärmer gewesen war. Freimaurer ist er, so viel ich weis, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgesondert auf dem St. Markusplatz spazieren gingen—es fing an spät zu werden, und das Gedränge hatte sich verloren—bemerkte der Prinz, dass eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier, und ging allein. Wir beschleunigten unsere Schritte und suchten sie durch öftere Veränderung unseres Weges irre zu machen—umsonst, die Maske blieb immer dicht hinter uns. "Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt? sagte endlich der Prinz zu mir. Die Ehemänner in Venedig sind gefährlich."—Ich stehe mit keiner einzigen Dame in Verbindung, gab ich zur Antwort.—"Wir wollen uns hier niedersetzen und deutsch sprechen, fuhr er fort. Ich bilde mir ein, man verkennt uns." Wir setzten uns

auf eine steinerne Bank und erwarteten, dass die Maske vorübergehen sollte. Sie kam gerade auf uns zu, und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus und sagte mir laut auf französisch, indem er aufstand: "Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergessen, dass man uns im Louvre erwartet." Dies sagte er nur, um die Maske von unsrer Spur zu entfernen. "*Neun Uhr*" wiederholte sie in eben der Sprache nachdrücklich und langsam. Wünschen Sie Sich Glück, Prinz, (indem sie ihn bei seinem wahren Namen nannte.) "*Um neun Uhr ist er gestorben.*"—Damit stand sie auf und ging.

Wir sahen uns bestürzt an.—Wer ist gestorben?" sagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. "Lassen Sie uns ihr nachgehen, sagte ich, und eine Erklärung fordern." Wir durchkrochen alle Winkel des Markusplatzes—die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unserem Gasthof zurück. Der Prinz sagte mir unter Weges nicht ein Wort, sondern ging seitwärts und allein, und schien einen gewaltsamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher gestanden hat.

Als wir zu Hause waren, öffnete er zum ersten Male wieder den Mund. "Es ist doch lächerlich, sagte er, dass ein Wahnsinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten erschüttern soll." Wir wünschten uns eine gute Nacht, und sobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wo es geschehen war. Es war ein Donnerstag.

Am folgenden Abend sagte mir der Prinz: "Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplatz machen, und unsern geheimnisvollen Armenier aufsuchen? Mich verlangt doch nach der Entwickelung dieser Komödie." Ich wars zufrieden. Wir blieben bis eilf Uhr auf dem Platze. Der Armenier war nirgends zu sehen. Das nehmliche wiederholten wir die vier folgenden Abende, und mit keinem bessern Erfolge.

Als wir am sechsten Abend unser Hotel verliesen, hatte ich den Einfall—ob unwillkührlich oder aus Absicht, besinne ich mich nicht mehr—den Bedienten zu hinterlassen, wo wir zu finden sein würden, wenn nach uns gefragt werden sollte. Der Prinz bemerkte meine Vorsicht, und lobte sie mit einer lächelnden Miene. Es war ein groses Gedränge auf dem Markusplatz, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreisig Schritte gemacht, so bemerkte ich den Armenier wieder, der sich mit schnellen Schritten durch die Menge arbeitete, und mit den Augen Jemand zu suchen schien. Eben waren wir im Begriff, ihn zu erreichen, als der Baron von F** aus der Suite des Prinzen athemlos auf uns zu kam, und dem Prinzen einen Brief überbrachte. "Er ist schwarz gesiegelt, setzte er hinzu. Wir vermutheten, dass es Eile hätte." Das fiel auf mich wie ein Donnerschlag. Der Prinz war zu einer Laterne getreten und fing an zu lesen. "Mein Cousin ist gestorben," rief er. *Wann?* fiel ich ihm heftig ins Wort. Er sah noch einmal in den Brief. "Vorigen Donnerstag. Abends um neun Uhr."

Wir hatten nicht Zeit, von unserm Erstauuen zurück zu kommen, so stand der Armenier unter uns. "Sie

sind hier erkannt, gnädigster Herr, sagte er zu dem Prinzen. Eilen Sie nach dem Mohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre an zu nehmen, die man Ihnen erweisen will. Der Baron von F * * vergas, Ihnen zu sagen, dass Ihre Wechsel angekommen sind." Er verlor sich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unserm Hotel. Alles fand sich wie der Armenier es verkündigt hatte. Drei Nobili der Republik standen bereit, den Prinzen zu bewillkommen, und ihn mit Pracht nach der Assemblee zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum so viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verstehen zu geben, dass ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen eilf Uhr kam er wieder. Ernst und gedankenvoll trat er ins Zimmer, und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlassen hatte, "Graf, sagte er mit den Worten Hamlets zu mir, es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philosophien träumen."

"Gnädigster Herr, antwortete ich, Sie scheinen zu vergessen, dass Sie um eine grose Hoffnung reicher zu Bette gehen." (Der Verstorbene war der Erbprinz, der einzige Sohn des regierenden ***, der alt und kränklich ohne Hoffnung eigner Succession war. Ein Oheim unsers Prinzen, gleichfalls ohne Erben und ohne Aussicht welche zu bekommen, stand jetzt allein noch zwischen diesem und dem Throne. Ich erwähne dieses Umstandes, weil in der Folge davon Rede sein wird).

" Erinnern Sie mich nicht daran, sagte der Prinz. Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu thun, als dieser Kleinigkeit nach zu denken. — — Wenn dieser Armenier nicht blos errathen hat" — —

" Wie ist das möglich, Prinz?" fiel ich ein.—

" So will ich Ihnen alle meine fürstlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten."

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger, als gewöhnlich, auf dem Markusplatz ein. Ein plötzlicher Regenguss nöthigte uns, in ein Kaffehaus ein zu treten, wo gespielt würde. Der Prinz stellte sich hinter den Stuhl eines Spaniers, und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anstosendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lärmen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verluste gewesen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel war auffallend verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den diese glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefordert zu werden. Der Venetianer, der sie hielt, sagte dem Prinzen mit beleidigendem Ton—er störe das Glück, und er solle den Tisch verlassen. Dieser sah ihn kalt an und blieb; dieselbe Fassung behielt er, als der Venetianer seine Beleidigung französisch wiederholte. Der letztere glaubte, dass der Prinz beide Sprachen nicht verstehe, und wandte sich mit verachtungsvollem Lachen zu den übrigen: " Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich diesem Balardo verständlich machen soll?" Zugleich stand er auf und wollte den Prinzen beim Arm ergreifen; diesen verlies hier die

Geduld, er packte den Venetianer mit starker Hand, und warf ihn unsanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräusch stürzte ich herein, unwillkürlich rief ich ihn bei seinem Namen. "Nehmen Sie Sich in Acht, Prinz, setzte ich mit Unbesonnenheit hinzu, wir sind in Venedig." Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich schien. Alle anwesenden Italiäner rotteten sich zu Haufen, und traten bei Seite. Einer um den andern verlies den Saal, bis wir uns beide mit dem Spanier und einigen Franzosen allein fanden. "Sie sind verloren, gnädigster Herr, sagten diese, wenn Sie nicht sogleich die Stadt verlassen. Der Venetianer, den Sie übel behandelt haben, ist reich und von Ansehen—es kostet ihm nur funfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu schaffen." Der Spanier bot sich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen, und uns selbst nach Hause zu begleiten. Dasselbe wollten auch die Franzosen. Wir standen noch, und überlegten, was zu thun wäre, als die Thüre sich öffnete und einige Bedienten der Staatsinquisition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns beiden befohlen ward, ihnen schleunig zu folgen. Unter einer starken Bedeckung führte man uns bis zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns setzen musten. Ehe wir austiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine grose steinerne Treppe hinauf, und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölbe, wie ich aus dem vielfachen Echo schloss, das unter unsern Füsen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere

Treppe, welche uns sechs und zwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete sich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreise ehrwürdiger alter Männer, alle schwarz gekleidet, der ganze Saal mit schwarzen Tüchern behangen und sparsam erleuchtet, eine Todenstille in der ganzen Versammlung, welches einen schreckhaften Eindruck machte. Einer von diesen Greisen, vermuthlich der oberste Staatsinquisitor, näherte sich dem Prinzen, und fragte ihn mit einer feierlichen Miene während man ihm den Venetianer vorführte:

"Erkennen Sie diesen Menschen für den nehmlichen, der Sie auf dem Kaffehause beleidigt hat?"

"Ja," antwortete der Prinz.

Darauf wandte jener sich zu dem Gefangenen: "Ist das dieselbe Person, die Sie heute Abend wollten ermorden lassen?"

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete sich der Kreis, und mit Entsetzen sahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. "Sind Sie mit dieser Genugthuung zufrieden?" fragte der Staatsinquisitor.—Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen seiner Begleiter.—"Gehen Sie nun," fuhr jener mit einer schrecklichen Stimme fort, indem er sich gegen mich wandte, "und urtheilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig."

Wer der verborgene Freund gewesen, der uns durch den schnellen Arm der Justiz von einem gewissen Tode errettet hatte, konnten wir nicht errathen. Starr von Schrecken erreichten wir unsere Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z** erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe.

"Wie gut war es, dass Sie geschickt haben!" sagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete.—"Eine Nachricht, die der Baron von F** gleich nachher vom Markusplatze nach Hause brachte, hatte uns wegen ihrer in die tödtlichste Angst gesetzt."

"Geschickt hätte ich? Wann? Ich weis nichts davon."

"Diesen Abend nach acht Uhr. Sie liesen uns sagen, dass wir ganz auser Sorgen sein dürften, wenn Sie heute später nach Hause kämen."

Hier sah der Prinz mich an. "Haben Sie vielleicht ohne mein Wissen diese Sorgfalt gebraucht?"

Ich wusste von gar nichts.

"Es muss doch wohl so sein, Ihro Durchlaucht," sagte der Kammerjunker—"denn hier ist ja Ihre Repetieruhr, die Sie zur Sicherheit mitschickten." Der Prinz griff nach der Uhrtasche. Die Uhr war wirklich fort, und er erkannte jene für die seinige. "Wer brachte sie?" fragte er mit Bestürzung.

"Eine unbekannte Maske, in armenischer Kleidung, die sich sogleich wieder entfernte."

Wir standen und sahen uns an.—"Was halten Sie davon!" sagte endlich der Prinz nach einem langen Stillschweigen. Ich habe hier einen verborgenen Aufseher in Venedig."

Der schreckliche Auftritt dieser Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nöthigte, das Zimmer zu hüten. In dieser Zeit wimmelte unser Hotel von Einheimischen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbei gelockt hatte. Man wetteiferte unter einander, ihm Dienste

an zu bieten, jeder suchte nach seiner Art sich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquisition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu ** die Abreise des Prinzen noch aufgeschoben wünschte, so erhielten einige Wechsler in Venedig Anweisung, ihm beträchtliche Summen aus zu zahlen. So ward er wider Willen in den Stand gesetzt, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf sein Bitten entschloss ich mich auch, meine Abreise noch zu verschieben.

So bald er so weit genesen war, um das Zimmer wieder verlassen zu können, beredete ihn der Arzt, eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war helle, und die Parthie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren in die Gondel zu steigen, vermisste der Prinz den Schlüssel zu einer kleinen Schatulle, die sehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu suchen. Er besann sich aufs genaueste, die Schatulle noch den vorigen Tag verschlossen zu haben, und seit dieser Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umsonst, wir mussten davon abstehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, dessen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verloren, und bat uns, nicht weiter davon zu sprechen.

Die Fahrt war die angenehmste. Eine mahlerische Landschaft, die mit jeder Krümmung des Flusses sich an Reichthum und Schönheit zu übertreffen schien, der heiterste Himmel, der mitten im Hornung einen Maientag bildete, reizende Gärten und geschmackvolle Landhäuser ohne Zahl, welche beide Ufer der Brenta

schmücken, hinter uns das majestätische Venedig, mit hundert aus dem Wasser springenden Thürmen und Masten, alles dies gab uns das herlichste Schauspiel von der Welt. Wir überliesen uns ganz dem Zauber dieser schönen Natur, unsre Laune war die heiterste, der Prinz selbst verlor seinen Ernst, und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine lustige Musik schallte uns entgegen, als wir einige italiänische Meilen von der Stadt ans Land stiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde; hier wimmelte es von Gesellschaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatralisch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimischen Tanz. Die Erfindung war neu, Leichtigkeit und Grazie beseelten jede Bewegung. Eh der Tanz noch völlig zu Ende war, schien die Anführerin desselben, welche eine Königin vorstellte, plötzlich wie von einem unsichtbaren Arme gehalten. Leblos stand sie und Alles. Die Musik schwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Versammlung, und *sie* stand da, den Blick auf die Erde geheftet, in einer tiefen Erstarrung. Auf einmal fuhr sie mit der Wuth der Begeisterung in die Höhe, blickte wild um sich her—" Ein König ist unter uns," rief sie, riss ihre Krone vom Haupt, und legte sie—zu den Füsen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiss, ob Bedeutung in diesem Gaukelspiel wäre; so sehr hatte der affektvolle Ernst dieser Spielerin getäuscht—Ein allgemeines Händeklatschen des Beifalls unterbrach endlich diese Stille. Meine Augen suchten den Prinzen. Ich bemerkte, dass er

nicht wenig betroffen war, und sich Mühe gab, den forschenden Blicken der Zuschauer aus zu weichen. Er warf Geld unter diese Kinder, und eilte aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüser sich durch das Volk arbeitete, und dem Prinzen in den Weg trat. "Herr," sagte der Mönch, "gieb der Madonna von deinem Reichthum, du wirst ihr Gebet brauchen." Er sprach dies mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riss ihn weg.

Unser Gefolge war unterdessen gewachsen. Ein englischer Lord, den der Prinz schon in Nizza gesehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutscher Domherr, ein französischer Abbé mit einigen Damen, und ein russischer Offizier gesellten sich zu uns. Die Physiognomie des letztern hatte etwas ganz ungewöhnliches; das unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Nie in meinem Leben sah ich so viele *Züge*, und so wenig *Karakter*, so viel anlockendes Wohlwollen mit so viel zurückstosendem Frost in Einem Menschengesichte beisammen wohnen. Alle Leidenschaften schienen darin gewühlt und es wieder verlassen zu haben. Nichts war übrig, als der stille, durchdringende Blick eines vollendeten Menschenkenners, der jedes Auge verscheuchte, worauf er traf. Dieser seltsame Mensch folgte uns von weitem, schien aber an allem, was vorging, nur einen nachlässigen Antheil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu stehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen setzten ein, wir andern folgten ihrem Beispiel; auch der Prinz forderte ein

Loos. Es gewann eine Tabatiere. Als er sie aufmachte, sah ich ihn blass zurück fahren.—Der Schlüssel lag darin.

"Was ist das?" sagte der Prinz zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. "Eine höhere Gewalt verfolgt mich. Allwissenheit schwebt um mich. Ein unsichtbares Wesen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muss den Armenier aufsuchen und muss Licht von ihm haben."

SPIEL DES SCHICKSALS.

EIN BRUCHSTÜCK AUS EINER WAHREN GESCHICHTE.

Aloysius *von* G*** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in *** schen Diensten, und die Keime seines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch sehr jung, aber mit gründlichen Kenntnissen versehen, trat er in Militärdienste bei seinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von grosen Verdiensten und noch grösern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G*** war rasch, unternehmend; der Fürst, der es auch war, liebte solche Karaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wissenschaft wusste G*** seinen Umgang zu beseelen, jeden Zirkel, in den er sich mischte, durch eine immer gleiche Jovialität auf zu heitern, und über Alles, was sich ihm darbot, Reiz und Leben aus zu giesen; und der Fürst verstand sich darauf, Tugenden zu schätzen, die er in einem hohen Grade selbst besas. Alles, was er un-

ternahm, seine Spielereien selbst, hatten einen Anstrich von Gröse; Hindernisse schreckten ihn nicht, und kein Fehlschlag konnte seine Beharrlichkeit besiegen. Den Werth dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das volle Bild blühender Gesundheit und herkulischer Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geistes beseelt; im Blick, Gang und Wesen eine anerschaffene natürliche Majestät, durch eine edle Bescheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiste seines jungen Gesellschafters bezaubert, so riss diese verführerische Ausenseite seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Karaktere, stifteten in Kurzem ein Verhältniss zwischen Beiden, das alle Stärke von der Freundschaft, und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit besas. G *** flog von einer Beförderung zur andern: aber diese äuserlichen Zeichen schienen sehr weit hinter dem, was er dem Fürsten in der That war, zurück zu bleiben. Mit erstaunlicher Schnelligkeit blühte sein Glück empor, weil der Schöpfer desselben sein Anbeter, sein leidenschaftlicher Freund war. Noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, sah er sich auf einer Höhe, womit die Glücklichsten sonst ihre Laufbahn beschliesen. Aber sein thätiger Geist konnte nicht lange im Schoose müsiger Eitelkeit rasten, noch sich mit dem schimmernden Gefolge einer Gröse begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er in sich Muth und Kräfte genug fühlte. Während dass der Fürst nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub sich der junge Günstling unter Akten und Büchern, und widmete

sich mit lasttragendem Fleis den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, dass jede Angelegenheit, die nur einigermasen von Belange war, durch seine Hände ging. Aus einem Gespielen seiner Vergnügen wurde er bald erster Rath und Minister, und endlich Beherscher seines Fürsten. Bald war kein Weg mehr zu diesem, als durch ihn. Er vergab alle Ämter und Würden; alle Belohnungen wurden aus seinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raschen Schritten zu dieser Gröse emporgestiegen, um ihrer mit Mäsigung zu geniesen. Die Höhe, worauf er sich erblickte, machte seinen Ehrgeiz schwindeln; die Bescheidenheit verlies ihn, sobald das letzte Ziel seiner Wünsche erstiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Ersten des Landes, von Allen, die durch Geburt, Ansehen und Glücksgüter so weit über ihn erhoben waren, welche, von Greisen selbst, ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauschte seinen Hochmuth, und die unumschränkte Gewalt, von der er Besitz genommen, machte bald eine gewisse *Härte* in seinem Wesen sichtbar, die von jeher als Karakterzug in ihm gelegen hatte und ihm auch durch alle Abwechselungen seines Glückes geblieben ist. Keine Dienstleistung war so mühevoll und gros, die ihm seine Freunde nicht zumuthen durften; aber seine Feinde mochten zittern; denn so sehr er auf der einen Seite sein Wohlwollen übertrieb, so wenig Mas hielt er in seiner Rache. Er gebrauchte sein Ansehen weniger, sich selbst zu bereichern, als Viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlstandes,

huldigen sollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit, wählte die Subjecte. Durch ein hochfahrendes gebieterisches Wesen entfremdete er selbst die Herzen derjenigen von sich, die er am meisten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle seine Nebenbuhler uud heimlichen Neider in eben so viele unversöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden seiner Schritte mit Augen der Eifersucht und des Neides bewachten, und in der Stille schon die Werkzeuge zu seinem Untergange zurichteten, war ein Piemontesischer Graf, *Joseph Martinengo*, von der Suite des Fürsten, den G*** selbst, als eine unschädliche und ihm ergebene Kreatur, in diesen Posten eingeschoben hatte, um ihn bei den Vergnügungen seines Herrn den Platz ausfüllen zu lassen, dessen er selbst überdrüssig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beschäftigung vertauschte. Da er diesen Menschen als ein Werk seiner Hände betrachtete, das er, so bald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, woraus er es gezogen: so hielt er sich desselben, durch Furcht sowohl, als durch Dankbarkeit, versichert, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den *Richelieu* beging, da er *Ludwig* dem Dreizehnten den jungen *le Grand* zum Spielzeug überlies. Aber, ohne diesen Fehler mit *Richelieu's* Geiste verbessern zu können, hatte er es mit einem verschlagenern Feinde zu thun, als der französische Minister zu bekämpfen gehabt hatte. Anstatt sich seines guten Glücks zu überheben, und seinen Wohlthäter fühlen zu lassen, dass man seiner nun entübrigt sei, war *Martinengo* vielmehr aufs

sorgfältigste bemüht, den Schein dieser Abhängigkeit zu unterhalten, und sich mit verstellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer seines Glücks an zu schliesen. Zu gleicher Zeit aber unterlies er nicht, die Gelegenheit, die sein Posten ihm verschaffte, öfters um den Fürsten zu sein, in ihrem ganzen Umfange zu benutzen, und sich diesem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wusste er das Gemüth seines Herrn auswendig, alle Zugänge zu seinem Vertrauen hatte er ausgespäht, und sich unvermerkt in seine Gunst eingestohlen. Alle jene Künste, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Minister verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiäner in Anwendung gebracht, der zur Erreichung seines Zwecks auch das niedrigste Mittel nicht verschmähte. Da ihm sehr gut bewusst war, dass der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf, als auf dem Wege des Lasters, und dass nichts zu kühnern Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwissenschaft geheimgehaltener Blösen: so weckte er Leidenschaften bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlummert hatten, and dann drang er sich ihm selbst zum Vertrauten und Helfershelfer dabei auf. Er riss ihn zu solchen Ausschweifungen hin, die die wenigsten Zeugen und Mitwisser dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimnisse bei ihm nieder zu legen, wovon jeder Dritte ausgeschlossen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verschlimmerung des Fürsten seinen schändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimniss ein wesentliches Mittel dazu war, so

war das Herz des Fürsten sein, ehe sich G * * * auch nur träumen lies, dass er es mit einem Andern theilte.

Man dürfte sich wundern, dass eine so wichtige Veränderung der Aufmerksamkeit des Letztern entging: aber G * * * war seines eigenen Werthes zu gewiss, um sich einen Mann, wie *Martinengo*, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieser sich selbst zu gegenwärtig, zu sehr auf seiner Hut, um durch irgend eine Unbesonnenheit seinen Gegner aus dieser stolzen Sicherheit zu reissen. Was Tausende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürstengunst straucheln gemacht hat, brachte auch G * * * zum Falle—zu grose Zuversicht zu sich selbst. Die geheimen Vertraulichkeiten zwischen *Martinengo* und seinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gern gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er selbst im Herzen verachtete, und das nie das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Nur weil sie allein ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundschaft des Fürsten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtsinnig lies er die Leiter hinter sich fallen, so bald sie ihm auf die erwünschte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu streben. Die künstliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthäter beibehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, jemehr das Wachsthum seines Ansehens seinen Hochmuth weckte. Da

das Betragen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellen Fortschritten verfeinerte, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegentheil oft sichtbar genug darauf eingerichtet schien, seinen aufsteigenden Stolz durch eine heilsame Rückerinnerung an seinen Ursprung nieder zu schlagen: so wurde ihm dieses gezwungene und widersprechende Verhältniss endlich so lästig, dass er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichsten Schleier der Verstellung brütete er diesen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, sich mit seinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu messen; denn obgleich die erste Blüthe von G***s Favoritschaft dahin war, so hatte sie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürsten geschlagen, um so schnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinste Umstand konnte sie in ihrer ersten Stärke zurückbringen; darum begriff *Martinengo* wohl, dass der Streich, den er ihm beibringen wollte, ein tödtender Streich sein müsste. Was G*** an des Fürsten *Liebe* vielleicht verloren haben mochte, hatte er an seiner *Ehrfurcht* gewonnen; jemehr sich Letzterer den Regierungsgeschäften entzog, desto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, selbst auf Unkosten des Landes, mit der gewissenhaftesten Ergebenheit und Treue seinen Nutzen besorgte—und so theuer er ihm ehedem als Freund gewesen war, so wichtig war er ihm jetzt als Minister.

Was für Mittel es eigentlich gewesen, wodurch der Italiäner zu seinem Zwecke gelangte, ist ein Geheim-

niss zwischen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmast, dass er dem Fürsten die Originalien einer heimlichen und sehr verdächtigen Correspondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe soll unterhalten haben; ob ächt oder unterschoben, darüber sind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch gewesen sein möge, so erreichte er seine Absicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erschien in den Augen des Fürsten als der undankbarste schwärzeste Verräther, dessen Verbrechen so auser allen Zweifel gesetzt war, dass man ohne fernere Untersuchung sogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefsten Geheimniss zwischen *Martinengo* und seinem Herrn verhandelt, dass G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über seinem Haupte sich zusammenzog. In dieser verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem schrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenstande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenstande der höchsten Erbarmung heruntersinken sollte.

Als dieser entscheidende Tag erschienen war, besuchte G*** nach seiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähndrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obristen hinaufgerückt; und auch dieser Posten war nur ein bescheidener Name für die Ministerwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Ersten im Lande hinaussetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo sein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Gröse

und Herlichkeit genoss, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Die Ersten vom Range nahten sich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die sich seiner Wohlgewogenheit nicht ganz sicher wussten, mit Zittern. Der Fürst selbst, wenn er sich jezuweilen hier einfand, sahe sich neben seinem Vezier vernachlässigt, weil es weit gefährlicher war, diesem letztern zu misfallen, als es Nutzen brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einem Gotte hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erkoren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Zirkel, der sich, eben so unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute, wie immer, ehrerbietig vor ihm aufthat, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschien, in Begleitung einiger Adjutanten, *Martinengo*, nicht mehr der geschmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling—frech und bauernstolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem festem Tritte schreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte steht er vor ihm still, im Namen des Fürsten seinen Degen fordernd. Man reicht ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung, er stemmt die entblöste Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Fustritt entzwei und läst die Splitter zu G***s Füsen fallen. Auf dieses gegebene Signal, fallen beide Adjutanten über ihn her, der eine, beschäftigt ihm das Ordenskreuz von der Brust zu schneiden; der andre, beide Achselbänder, nebst den Aufschlägen der Uniform, ab zu lösen, und Kordon und Federbusch von dem

Hute zu reissen. Während dieser ganzen schrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von statten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menschen, die dicht umher stehen, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Versammlung. Mit bleichen Gesichtern, mit klopfenden Herzen, und in todtenähnlicher Erstarrung steht die erschrockne Menge im Kreis um ihn herum, der in dieser sonderbaren Ausstaffirung—ein seltsamer Anblick von Lächerlichkeit und Entsetzen!—einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tausend Andre an seinem Platze würde die Gewalt des ersten Schreckens sinnlos zu Boden gestreckt haben; sein robuster Nervenbau und seine starke Seele dauerten diesen fürchterlichen Zustand aus, und liesen ihn alles Grässliche desselben erschöpfen.

Kaum ist diese Operation geendigt, so führt man ihn durch die Reihen zahlloser Zuschauer, bis ans äuserste Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein stummer Wink befiehlt ihm, in denselben zu steigen; eine Escorte von Husaren begleitet ihn. Das Gerücht dieses Vorgangs hat sich unterdessen durch die ganze Residenz verbreitet, alle Fenster öffnen sich, alle Strasen sind von Neugierigen erfüllt, die schreiend dem Zuge folgen, und unter abwechselnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauerniss, seinen Namen wiederholen. Endlich sieht er sich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerstrase lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen menschenleeren Weg—den Weg nach dem Hochge-

richte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürsten, langsam heranfährt. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Strase ein, die von Menschen besucht wird. In der sengenden Sonnenhitze ohne Labung, ohne menschlichen Zuspruch, bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort seiner Bestimmung, der Vestung—stille hält. Des Bewusstseins beraubt, in einem mittlern Zustande zwischen Leben und Tod (ein zwölfstündiges Fasten und brennender Durst hatten endlich seine Riessennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen—und in einer scheuslichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das erste, was sich, als er die Augen zum Leben wieder aufschlägt, ihm darbietet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch schmale Ritzen auf ihn herunterfallen.— An seiner Seite findet er ein dürftiges Brot nebst einem Wasserkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu seinem Lager. In diesem Zustande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden sich aufthut und zwei Hände sichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieselbe Kost, die er gestern hier gefunden, heruntergelassen wird. Jetzt, seit diesem ganzen fürchterlichen Glückswechsel zum erstenmal, entrissen ihm Schmerz und Sehnsucht einige Fragen: wie er hier komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verschwinden, und der Laden geht

wieder zu. Ohne das Gesicht eines Menschen zu sehen, ohne auch nur eines Menschen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufschluss über dieses entsetzliche Schicksal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtstrahl erquickt, von keinem gesunden Lüftchen erfrischt, aller Hülfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergessen, zählt er in diesem Orte der Verdammniss vierhundert und neunzig grässliche Tage an den kümmerlichen Broten ab, die ihm von einer Mittagstunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinuntergereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er schon in den ersten Tagen seines Hierseins macht, vollendet das Mas seines Elends. Er kennt diesen Ort—Er selbst war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin verschmachten zu lassen, der das Unglück gehabt hatte, seinen Unwillen auf sich zu laden. Mit erfinderischer Grausamkeit hatte er selbst die Mittel angegeben, den Aufenthalt in diesem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigner Person eine Reise hieher gethan, den Bau in Augenschein zu nehmen, und die Vollendung desselben zu beschleunigen. Um seine Marter aufs äuserste zu treiben, muss es sich fügen, dass derselbe Offizier, für den dieser Kerker zugerichtet worden, ein alter würdiger Oberster, dem eben verstorbenen Kommandanten der Festung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer seiner Rache der Herr seines Schicksals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Trost, sich selbst zu bemitleiden,

und das Schicksal, so hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem sinnlichen Gefühl seines Elends gesellte sich noch eine wüthende Selbstverachtung, und der Schmerz, der für stolze Herzen der bitterste ist, von der Grosmuth eines Feindes ab zu hängen, dem er keine gezeigt hatte.

Aber dieser rechtschaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel kostete seinem menschenfreundlichen Herzen die Strenge, die seine Instruction ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber, als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchstaben seiner Ordre mit blinder Treue zu folgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauern. Einen thätigern Helfer fand der Unglückliche an dem Garnisonprediger der Vestung, der, von dem Elende des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur spät, und nur durch dunkle unzusammenhängende Gerüchte, Wissenschaft bekam, sogleich den festen Entschluss fasste, etwas zu seiner Erleichterung zu thun. Dieser achtungswürdige Geistliche, dessen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte seinem Hirtenberufe nicht besser nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Besten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Kommandanten der Vestung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelassen zu werden, so machte er sich in eigner Person auf den Weg nach der Hauptstadt, sein Gesuch dort unmittelbar bei dem Fürsten zu betreiben. Er that einen Fusfall vor demselben, und flehte seine Erbarmung für den unglücklichen Menschen an, der ohne die Wohlthaten des

Christenthums, von denen auch das ungeheuerste Verbrechen nicht ausschliesen könne, hülflos verschmachtete, und der Verzweiflung vielleicht nahe sei. Mit aller Unerschrockenheit und Würde, die das Bewusstsein erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für dessen Seele er dem Himmel verantwortlich sei. Die gute Sache, für die er sprach, machte ihn beredt, und den ersten Unwillen des Fürsten hatte die Zeit schon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuche erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenantlitz, das der unglückliche G*** nach einem Zeitraume von sechzehn Monaten erblickte, war das Gesicht seines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er seinem Elende; sein Wohlstand hatte ihm keinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Empfindungen nicht. Aber von diesem Tage an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen beweinet sah.

Entsetzen hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen suchten einen Menschen—und ein Grauen erweckendes Scheusal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnorte eines menschlichen Geschöpfes glich. Ein blasses todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus einem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen gerissen hatten, Bart und

Nägel durch eine so lange Vernachlässigung bis zum Scheuslichen gewachsen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpestet—so fand er diesen Liebling des Glücks, und diesem Allem hatte seine eiserne Gesundheit widerstanden! Von diesem Anblick noch auser sich gesetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweite Wohlthat für den armen Unglücklichen aus zu wirken, ohne welche die erste für keine zu rechnen war.

Da sich dieser abermals mit dem ausdrücklichen Buchstaben seiner Instruction entschuldigt, entschliest er sich grosmüthig zu einer zweiten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmal in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, dass er sich, ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entschliesen könnte, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vor zu nehmen, wenn ihm nicht zuvor die Ähnlichkeit mit Menschen zurückgegeben würde. Auch dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieser Vestung zu, aber in einem weit leidlichern Zustande, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verblüht war, und Andre an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenschaft, erschien ihm der Tag der Erlösung—aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Lossprechung. Er empfing seine Freiheit als ein

Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlassen mich die Nachrichten, die ich, blos aus mündlichen Überlieferungen, über seine Geschichte habe sammeln können; und ich sehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinweg zu schreiten. Während desselben fing G*** in fremden Kriegsdiensten von neuem seine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in seinem Vaterlande so schrecklich heruntergestürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langsame aber unausbleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch diesen Rechtshandel über sich. Die Jahre der Leidenschaften waren bei dem Fürsten vorüber, und die Menschheit fing allgemach an, einen Werth bei ihm zu erlangen, wie seine Haare sich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnsucht nach dem Lieblinge seiner Jugend. Um, wo möglich, dem Greise die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in seine Heimat zurück, nach welcher auch in G***s Herzen schon längst eine stille Sehnsucht zurückgekehrt war. Rührend war dieses Wiedersehen, warm und täuschend der Empfang, als hätte man sich gestern erst getrennt. Der Fürst ruhte mit einem nachdenkenden Blicke auf dem Gesichte, das ihm so wohl bekannt und doch wieder so fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er selbst darein gegraben hatte. Forschend suchte er in des Greises Gesicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zusammen, aber was er suchte, fand er nicht mehr. Man zwang sich zu einer frosti-

gen Vertraulichkeit.—Beider Herzen hatten Schaam und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm seine schwere Übereilung wieder in seine Seele rief, konnte dem Fürsten nicht wohl thun; G * * * konnte den Urheber seines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröstet und ruhig sah er in die Vergangenheit, wie man sich eines überstandenen schweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, so erblickte man G * * * wieder im vollkommenen Besitz aller seiner vorigen Würden, und der Fürst bezwang seine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Ersatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuss des Lebens verstümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wiedergeben? oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von weitem den Raub ersetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch 19 Jahre genoss G * * * diesen heitern Abend seines Lebens. Nicht Schicksale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenschaft bei ihm aufzehren, noch die Jovialität seines Geistes ganz bewölken können. Noch in seinem siebzigsten Jahre haschte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigsten wirklich besessen hatte. Er starb endlich—als Befehlshaber von der Vestung * * *, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, dass er gegen diese eine Menschlichkeit geübt, deren Werth er an sich selbst hatte schätzen lernen müssen. Aber er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn auf den Sarg in seinem achtzigsten Jahre.

HEEREN.

Arnold Hermann Ludwig Heeren, geb. zu Bremen 1760, lebt noch. Er gab seine "Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der alten Welt" 1793—1812 heraus.

ÜBER HOMER.

(Ideen, Th. 3. Abth. 1. Abschn. 6.)

Durch Homer ward die griechische Nation was sie geworden ist. Kein Dichter hat, als Dichter, je in einem gleichen Grade auf sein Volk gewirkt. Propheten, Gesetzgeber und Weise, bildeten den Character andrer Nationen; den der Hellenen sollte zunächst ein Dichter bilden; Darin liegt das Eigenthümliche dieses Volks, das selbst bei seiner Ausartung nicht zu vertilgen war. Als später auch unter ihm Gesetzgeber und Weise aufstanden, war sein Werk schon gethan; und auch diese huldigten dem überlegenen Genius. Er hatte seiner Nation den Spiegel aufgestellt, in dem sie die Welt der Götter und Helden, wie der schwachen Sterblichen, erblicken; immer gleich wahr und rein erblicken sollte! Auf die ersten Gefühle der menschlichen Natur sind seine Lieder gebaut! Auf die Liebe des Sohns, der Gattin, des Vaterlandes, auf die Alles überwiegende Liebe zum Ruhm! Aus einer Brust, die rein menschlich fühlte, flossen seine Gesänge; darum strömen sie und werden sie strömen in jede Brust die menschlich fühlt. Unsterblicher! wenn es dir vergönnt ist aus einem andern

Elysium, als du hier es ahntest, auf dein Geschlecht hienieden herab zu blicken; wenn du die Völker von Asiens Gefilden bis zu den Hercynischen Wäldern zu dem Quell wallfahrten siehst, den dein Wunderstab hervorströmen hies; wenn es dir vergönnt ist die ganze Saat des Grosen, des Edlen, des Herlichen zu überschauen, das Deine Lieder hervorriefen;—Unsterblicher! wo auch dein hoher Schatten jetzt weilt,—bedarf er mehr zu seiner Seeligkeit?

Wo die Schrift bekannt ist, wo sie zum Niederschreiben der Gedichte benutzt wird, wo eine poetische *Literatur* sich bildet, da verliert auch die Muse ihre Jugendkraft. Wohl mögen auch hier noch Meisterwerke entstehen; aber die volle Wirkung äusert Poesie nur so lange, als sie als unzertrennlich von Gesang und Recitation betrachtet wird. Weit gefehlt also, dass die Homerischen Lieder weniger gewirkt hätten, weil sie lange Zeit nicht geschrieben wurden, so lag gerade darin die Ursache ihrer Kraft. So gingen sie in das Gedächtniss und in den Geist des Volks über! Kennten wir in den Ionischen Städten die Formen des geselligen Lebens genauer, mit welchen hier nothwendig die Poesie in der engsten Verbindung stand; so würden wir auch über ihre Wirkungen bestimmter urtheilen können. Die Natur der Dinge scheint es aber zu lehren, das sie auch hier, wie in dem Mutterlande, bei Festen, bei Zusammenkünften, (mochten sie öffentlich oder häuslich sein) abgesungen wurden. Diese Sitte war so tief der Nation eingedrückt, dass sie selber auch da fortdauerte, als man diese Gedichte schon lange geschrieben besas, und sie lesen konnte: ja! dass sie auch da eigentlich durch die Declamation ihre

volle Wirkung äuserten. Man erinnere sich nur an das, was Ion der Rhapsode dem Sokrates sagt: "Ich sehe die Zuhörer bald weinen, bald auffahren; und gleichsam wie betäubt." Konnten noch in diesem Zeitalter die Rhapsoden, wo das wahre Göttliche ihrer Kunst schon verflogen war, seitdem sie nur für Geld sangen, solche Wirkungen hervorbringen, wie gros müssen diese nicht in ihren bessern Zeiten gewesen sein.

Seit den Homerischen Zeiten, und grosentheils durch ihn, mussten in dem Verhältnisse dieser Sängerklasse wohl unausbleiblich Veränderungen vorgehn; und die Spuren davon haben sich erhalten. Wenn sie ursprünglich nur ihre eignen Dichtungen sangen, so ward es jetzt Sitte fremde, die sie im Gedächtnisse aufbewahrten, zu singen. In dem griechischen Asien, auf Chios besonders, wo Homer gewohnt haben soll, bildete sich eine eigne Sängerschule, die unter dem Namen der Homeriden schon dem frühern Alterthum bekannt ist. Ob diese zuerst aus Verwandten des Dichters bestanden haben, ist eine sehr gleichgültige Frage; es ward nachher der Name für diejenigen Rhapsoden, welche die Homerischen, oder dem Homer beigelegten, Gedichte absangen. Sie unterscheiden sich also von den frühern Rhapsoden dadurch, dass sie nicht ihre eignen, sondern die Werke eines Andern sangen; und dies scheint die erste Veränderung, welche durch Homer, wenn gleich absichtlos, herbeigeführt ward, gewesen zu sein. Aber auch in dem, immer mehr sich entwickelnden städtischen Leben, lag, scheint es, ein Hauptgrund zu einer Veränderung der Rhapsoden, welche für sie nicht sehr vortheilhaft sein konnte. In

diesen Städten waren wohl Häuser der Reichen, waren wohl öffentliche Hallen, in denen sie singen konnten; aber nicht mehr die Wohnungen der Helden und der Könige. Wie wenig Glauben man auch den Erzählungen beilegen mag, die in dem, dem Herodot beigelegten Leben Homers und einigen andern Schriften vorkommen; so ist es doch auffallend, dass alle das Loos des Dichters bei seinen Lebzeiten keineswegs glänzend schildern. Aber seine Gesänge lebten nicht nur fort, und breiteten sich, wahrscheinlich schon im ersten Jahrhundert nach dem Dichter, durch Lykurg im Peloponnes aus; sondern auch andre Epische Sänger gingen nun aus jener Schule hervor, deren Werke sämmtlich der Strom der Zeiten verschlungen hat. Nur von wenigen hat uns ein glückliches Ungefähr ihren Inhalt, und nur im Allgemeinen, erhalten; woraus wir allein schon im Stande sind zu schliesen, dass sie auch im Alterthum mit Recht mehr den Literatoren bekannt blieben, als wahre Nationaldichter wurden. Aber die Werke von diesen, und so vielen andern, von denen wir blos die Namen kennen, geben doch einen Beweis, wie Epische Poesie sich allgemein unter der Nation verbreitete! Seitdem durch Homer die Epische Sprache einmal ausgebildet war, blieb diese auch für immer dieser Gattung der Poesie eigen; und wenn man selbst die so viel spätern Dichter, einen Quintus, einen Nonnus lieset, würde man sich leicht, wären nicht andre Zeugnisse da, um Jahrhunderte zurück versetzt glauben. Diese Herschaft der Homerischen Sprache für diese Gattung der Poesie hat wichtige Folgen gehabt! Bei aller Fortbildung, bei

aller Veränderung der Sprache, ward dadurch verhindert, dass das Alte nicht veralten konnte; dass es sich neben den neuern Formen erhielt. Welch ein Gewinn für die Sprache und für die Nation! Mit der Sprache Homer's lebte aber auch in einem gewissen Grade unter den Epikern Homers Geist fort. Die Sprache macht freilich noch nicht den Dichter; aber wie viel hängt doch nicht an der Sprache? Wenn wir auch in jenen spätesten Dichtern noch immer Nachklänge Homer's vernehmen, ist es nicht zugleich auch sein Geist der uns anspricht? X.

Allein um vieles wichtiger noch, als sein Einfluss auf die Sprache, war sein Einfluss auf den Geist seiner Nation. Mit nie erlöschenden Zügen hatte er die Heldenwelt dargestellt. Durch ihn blieb sie auch der Nachwelt gegenwärtig; und eben deshalb war hier den bildenden Künstlern wie den tragischen Dichtern die Welt für ihre Darstellungen gegeben. Hätten sie sie aus ihr hernehmen können, wären ihre Zeitgenossen in derselben Fremdlinge gewesen? Wir berühren diese Gegenstände nur, um noch etwas über *den* Punct zu sagen, der zunächst innerhalb *unsers* Gesichtskreises liegt; über den Einfluss, den Homer und die Epiker auf die *politische* Bildung ihres Volks gehabt haben.

Es ist, wenn man die ärmlichen Bruchstücke, welche über die Verbreitung und Erhaltung der Homerischen Gesänge uns aufbehalten sind, vergleicht, eine auffallende Erscheinung, dass es in Hellas selber gerade die Gesetzgeber und Herscher waren, welche sich um die eine und um die andere am verdientesten machten.

Lykurg war es, wie man uns berichtet, der die Homerischen Gesänge zuerst im Peloponnes durch Rhapsoden bekannt machte; Solon hielt den Gegenstand für so wichtig, dass er in seiner Gesetzgebung eine bestimmte Einrichtung darüber traf; der zur Folge wahrscheinlich die Rhapsodien nicht wie bisher einzeln ohne Ordnung, sondern nach ihrer natürlichen Folge, von mehreren sich ablösenden Rhapsoden vorgetragen werden sollten. So ward dadurch dem Unternehmen des Pisistratus vorgearbeitet; der die Homerischen Gesänge, wie das Alterthum berichtet, nicht blos ordnete, sondern sich auch das unsterbliche Verdienst um die Nachwelt erwarb, sie ihr durch Hülfe der Schrift zu erhalten.

Dass diese Sorgfalt jener Männer nicht etwa in einer blosen Liebhaberei ihren Grund hatte; dass sie vielmehr mit ihrer Politik in Verbindung stand, würde, wenn es sonst noch eines Beweises bedürfte, schon daraus hervorgehn, dass Solon in seinen Gesetzen darauf Rücksicht nahm. Wollten wir gleichwohl nach der engen Ansicht unsrer Zeiten die Sache beurtheilen, so könnte es befremdend scheinen, wie die Gründer oder die Befestiger der Mehr- und selbst der Volksherschaft die Verbreitung der Gesänge eines Barden befördern konnten, der, ihren Grundsätzen gerade entgegen, sein politisches Glaubensbekenntniss gänzlich unverhohlen ablegte:

> Nichts ersprießliches ist Vielherschaft; Einer sei Herscher
> Einer König!

und in dessen Werken, wie wir bereits oben bemerkten, der Republicanismus überhaupt keine Stütze findet. Aber ihre Blicke waren nicht so beschränkt! Nicht

das wollten sie durch den Dichter erreichen, dass gerade *ihre* Einrichtungen und Gesetze unmittelbar durch ihn bestätigt werden sollten. Aber sie wollten ihr Volk für das Edle und Grose begeistern. Poesie und Gesang, in unzertrennlicher Verbindung, waren dazu in ihren Augen die ersten Mittel. Durch sie ward vorzugsweise auf die geistige Bildung des Volkes gewirkt. So bald diese innerhalb ihres Gesichtskreises lag, (wie sie, wenn gleich nicht immer auf gleiche Weise, innerhalb des Gesichtskreises der griechischen Gesetzgeber zu liegen pflegte !) von welcher Wichtigkeit musste dann in ihren Augen *der* Barde sein, dessen Gesänge vor allen von der Klasse der Rhapsoden gesungen, durch welche die meisten Nationalfeste und Zusammenkünfte verherlicht wurden ? Dem Blicke eines Solon, (er selber einer der ersten moralischen Dichter !) konnte es wohl nicht entgehn, welche Summe von Lebensweisheit und Erfahrung in jenen Gesängen lag, mit denen die Jugend beginnt und zu denen das Alter zurückkehrt. Auch *die* Besorgniss stieg ihnen nicht auf, dass die Göttergeschichten die Moralität verderben möchten; die nachmals Platon bewog, die Dichter aus seiner Republik zu verbannen; ihn, der doch ohne Homer nicht Platon geworden wäre ! Denn, wie wir schon einmal bemerkten, nicht als Ideale zur Nachahmung wurden die Götter aufgestellt. Aber indem sich ihr Volk mit jenem unendlichen Schatze der Lebensweisheit bereicherte, sollte es zugleich, fortdauernd in jener Heldenwelt lebend, seinen Sinn für das Grose und Edle lebendig erhalten. Die Folgen, welche daraus hervorgingen, der Gewinn,

den die Nation durch die Erhebung des kriegerischen Muths, durch die Erhaltung des Gefühls für Freiheit und Unabhängigkeit, als Nation daraus zog, lässt sich allerdings keiner Berechnung unterwerfen. Aber darin hatten unstreitig jene Gesetzgeber Recht: ein Volk, dessen Bildung auf die Ilias und Odyssee gegründet ist, lässt sich nicht so leicht zu einem Sklavenvolke machen!

RICHTER, (JEAN PAUL.)

Johann Paul Friedrich Richter geb. 1863 zu Wunsiedel in Baireuth, gest. 1825. Seine "Briefe," erschienen 1799; seine "Flegeljahre" 1804.

DIE NEUJAHRSNACHT EINES UNGLÜCKLICHEN.

(Vierter Brief.)

"Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schauete mit dem Blick einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel und herab auf die stille, reine, weisse Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war als er. Denn sein Grab stand nahe an ihm, es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte nichts mit aus dem ganzen reichen Leben, als Irrthümer, Sünden und Krankheit, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ärnten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterer schwüler Dämpfe.

(auch) die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge und er wusste nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf; gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen und er sagte: es sind meine thörichten Tage.—Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: "Das bin ich, sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerschlagen auf und eine im leeren Todtenhause zurükgebliebne Larve nahm allmählig seine Züge an.

Mitten in den Krampf floss plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurm hernieder wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt—er schauete um den Horizont herum und über die weite Erde und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und geseegnete Menschen waren und er sagte: o ich könnte auch wie ihr diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte—ach ich könnte glücklich sein, ihr theuren Eltern, wenn ich eure Neujahrs-Wünsche und Lehren erfüllet hätte.

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf—endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister und Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jüngling, der in der Stellung des schönen Jünglings vom Kapitol sich einen Dorn auszieht und seine vorige blühende Gestalt wurd' ihm bitter vorgegaukelt.

Er konnt' es nicht mehr sehen—er verhüllte das Auge —tausend heisse Thränen strömten versiegend in den Schnee—er seufzete nur noch leise, trostlos und sinnlos: " komme nur wieder, Jugend, komme wieder !".....

—Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt;—er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen; aber er dankte Gott, dass er noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurück begeben konnte, die ins reine Land der Ärnten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrweg stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest; komme wieder, schöne Jugend —so würde sie nicht wieder kommen.

STRECKVERSE.

(Aus den Flegeljahren).

DER WIEDERSCHEIN DES VESUVS IM MEER.

" Seht, wie fliegen drunten die Flammen unter die Sterne, rothe Ströme wälzen sich schwer um den Berg der Tiefe, und fressen die schönen Gärten. Aber

unversehrt gleiten wir über die kühlen Flammen, und unsere Bilder lächeln aus brennender Woge." Das sagte der Schiffer erfreut, und blickte besorgt nach dem donnernden Berg auf. Aber ich sagte: siehe, so trägt die Muse leicht im ewigen Spiegel den schweren Jammer der Welt, und die Unglücklichen blicken hinein, aber auch sie erfreuet der Schmerz.

DIE NÄCHSTE SONNE.

Hinter den Sonnen ruhen Sonnen im letzten Blau, ihr fremder Strahl fliegt seit Jahrtausenden auf dem Wege zur kleinen Erde, aber er kommt nicht an. O du sanfter, naher Gott, kaum thut ja der Menschengeist sein kleines, junges Aug auf, so strahlst du schon hinein, o Sonne der Sonnen und Geister!

DIE ALTEN MENSCHEN.

Wohl sind sie lange Schatten, und ihre Abendsonne liegt kalt auf der Erde; aber sie zeigen alle nach Morgen.

DAS OFFNE AUGE DES TODTEN.

Blick' mich nicht an, kaltes, starres, blindes Auge, du bist ein Todter, ja der Tod. O drücket das Auge zu, ihr Freunde, denn es ist nur Schlummer.

DIE SONNENBLUME UND DIE NACHTVIOLE.

Am Tage sprach die volle Sonnenblume: Apollo strahlt und ich breite mich aus, er wandelt über die Welt und ich folge ihm nach. In der Nacht sagte die Viole: niedrig steh' ich und verborgen—und blühe in

kurzer Nacht: zuweilen schimmert Phöbus milde Schwester auf mich, da werd' ich gesehen und gebrochen, und sterbe an der Brust.

BEI EINEM WASSERFALLE MIT DEM REGENBOGEN.

O WIE schwebt auf dem grimmigen Wassersturm der Bogen des Friedens so fest. So steht Gott am Himmel und die Ströme der Zeiten stürzen und reissen, und auf allen Wellen schwebet der Bogen seines Friedens.

A. W. SCHLEGEL.

August Wilhelm Schlegel, geb. zu Hannover 1767, lebt noch. Er gab seine "Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur heraus 1811.

ÜBER SHAKSPEARE'S MACBETH.

(Dreizehnte Vorlesung.)

Vom Macbeth habe ich schon einmal im Vorbeigehn gesprochen, und wer könnte das Lob dieses erhabnen Werkes erschöpfen? Seit den Furien des Äschylus war etwas so groses und furchtbares nicht wieder gedichtet worden. Zwar die Hexen sind keine göttlichen Eumeniden und sollen es nicht sein: sie sind unedle und gemeine Werkzeuge der Hölle. Ein deutscher Dichter hat es also sehr übel verstanden, da er sie in warnende und sogar moralisirende Zwitterwesen von Parzen, Furien und Zauberinnen umgestaltet und mit tragischer Würde bekleidet hat. Lege doch niemand Hand an Shakspeare's Werke, um etwas wesentliches daran zu ändern: es bestraft sich immer selbst. Das Böse ist von Grund aus hässlich, und es ist widersinnig, es auf irgend eine Art veredeln zu wollen. Meines Erachtens haben es daher auch Dante und selbst noch Tasso mit der Schilderung der Dämonen weit besser getroffen als Milton. Ob Shakspeare's Zeitalter noch an Zauberei und Gespenster glaubte, das ist für die Rechtfertigung des Gebrauchs, welchen er im Hamlet und Macbeth von den vorgefundnen Überlieferungen gemacht, vollkommen gleichgültig. Kein Aberglaube

hat herschend und weit durch Zeiten und Völker verbreitet sein können, ohne eine Grundlage in der menschlichen Natur zu haben: an diese wendet sich der Dichter, und ruft aus ihren verborgnen Tiefen hervor, was die Aufklärung gänzlich beseitigt zu haben meint, jenen Schauer vor dem Unbekannten, jene Ahndung einer nächtlichen Seite der Natur und Geisterwelt. Auf diese Art wird er gewissermasen zugleich der Philosoph eines Aberglaubens, das heist, nicht der Philosoph, der wegläugnet und verspottet, sondern was schwerer ist, der den Ursprung scheinbar vernunftwidriger und doch so natürlicher Meinungen begreiflich macht. Wollte er aber diese volksmäsigen Überlieferungen nach Willkühr abändern, so würde er seine ganze Befugniss einbüsen, und nichts weiter zum besten geben als seine eignen Fratzen. Shakspeare's Darstellung der Hexen ist wahrhaft magisch: er hat ihnen in den kurzen Szenen, wo sie auftreten, eine eigne Sprache geschaffen, die, wiewohl aus den gewöhnlichen Elementen zusammengesetzt, dennoch eine Sammlung von Beschwörungsformeln zu sein scheint, und worin der Laut der Worte, die gehäuften Reime und der Rhythmus der Verse gleichsam die dumpfe Musik zu wüsten Hexentänzen bilden. Man beklagt sich über die Nennung ekelhafter Gegenstände; wer aber meint, der Zauberkessel könne mit angenehmen Aromaten wirksam gemacht werden, der versteht es nicht besser als Die, welche begehren, dass die Hölle ehrlich guten Rath geben soll. Diese widerwärtigen Dinge, wovon sich die Einbildungskraft abwendet, sind hier ein Sinnbild feindseeliger Kräfte, die in der Natur arbeiten, und der

geistige Schauer überwiegt den sinnlichen Abscheu. Unter sich reden die Hexen wie Weiber aus dem Pöbel, denn das sollen sie ja sein; dem Macbeth gegenüber erhebt sich ihr Ton: ihre Weissagungen, die sie selbst aussprechen, oder von ihren Fantomen aussprechen lassen, haben die dunkle Kürze, die majestätische Feierlichkeit, wodurch von jeher die Orakel den Sterblichen Ehrfurcht ein zu flösen wussten. Man sieht hieraus, dass die Zauberinnen selbst nur Werkzeuge sind; sie werden von unsichtbaren Geistern regiert, sonst würde die Bewirkung so groser und entsetzlicher Begebenheiten über ihre Sphäre sein. Und welches war nun der Zweck, wozu ihnen Shakspeare in seinem Schauspiel dieselbe Stelle einräumte, die sie in Macbeth's Geschichte nach den alten Chroniken einnehmen? Ein ungeheures Verbrechen geschieht: Duncan, ein ehrwürdiger Greis und der gütigste König, wird ermordet; von seinem Unterthanen, den er so eben mit Ehren und Wohlthaten überhäuft hat; im wehrlosen Schlaf; unter dem gastfreundlichen Dach. Blos natürliche Antriebe scheinen zu schwach, oder wenigstens müsste der Thäter als der verhärtetste Bösewicht geschildert werden. Shakspeare wollte uns ein erhabneres Bild zeigen: einen ehrgeizigen aber edlen Helden, der einer tief angelegten höllischen Versuchung erliegt, und in welchem alle Verbrechen, wozu ihn die Nothwendigkeit treibt, den Erfolg seiner ersten Unthat zu behaupten, dennoch das Gepräge des angebornen Heldenthums nicht ganz auslöschen können. Er hat also die Schuld dieser Unthat dreifach getheilt. Der erste Gedanke kommt von jenen Wesen, deren

ganze Thätigkeit durch die Lust am Bösen gelenkt wird. Die wunderbaren Schwestern überraschen Macbeth in der Trunkenheit der befriedigten Ruhmbegierde nach seinen Siegen; sie spiegeln ihm Dasjenige, was nur durch seine That wirklich werden kann, als eine Verfügung des Schicksals vor, und beglaubigen ihre Worte durch unmittelbare Erfüllung der ersten Weissagung. Die Gelegenheit zum Königsmorde bietet sich sogleich dar; Macbeths Gemahlin beschwört ihn, sie nicht entschlüpfen zu lassen; mit feuriger Beredsamkeit macht sie alle Sophismen geltend, wodurch das Verbrechen sich in eine falsche Gröse kleidet. Auf Macbeths Antheil fällt beinahe nur die Ausführung, er wird dazu wie im Taumel der Verblendung hingestosen. Die Reue folgt der That auf dem Fuse nach, ja sie geht ihr voran, und die Gewissensqual lässt ihm forthin weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe. Aber nun ist er einmal in den Stricken der Hölle; es ist entsetzlich zu sehen, wie Macbeth, der sonst als Krieger dem Tode trotzen konnte, jetzt, nachdem er einmal die Aussicht auf das künftige Leben in die Schanze geschlagen, (we'd jump the life to come) um so ängstlicher sein irdisches Dasein festhält, je elender es geworden ist, und ohne Erbarmen alles aus dem Wege räumt, was ihm nach seinem finstern Argwohn Gefahr zu drohen scheint. So sehr man seine Handlungen verabscheut, kann man seinem Gemüthszustande nicht alle Theilnahme versagen; man beklagt die Verwüstung so herlicher Anlagen, ja man muss es noch in seiner letzten Vertheidigung bewundern, wie in ihm ein tapfrer Wille mit einem feigen Gewissen ringt.

Man könnte glauben, in diesem Trauerspiele herrsche das Verhängniss ganz nach den Begriffen der Alten: alles hebt mit einem übernatürlichen Einflusse an, woran die folgenden Begebenheiten wie durch eine unvermeidliche Verkettung geknüpft sind. Man findet hier sogar jene doppelsinnigen Orakel wieder, welche eben durch ihre buchstäbliche Erfüllung die auf sie Vertrauenden täuschen. Indessen lässt sich nachweisen, dass der Dichter erleuchtetere Ansichten in seinem Werke niedergelegt hat. Er deutet an, dass der Kampf des Guten und Bösen in dieser Welt nur unter Zulassung der Vorsehung Statt findet, welche den Fluch, den einige Sterbliche auf ihr Haupt ziehen, zu anderweitigem Seegen wendet. In der Vergeltung ist eine genaue Stufenfolge beobachtet. Lady Macbeth, unter den menschlichen Wesen die schuldigste Theilhaberin an dem Königsmorde, verfällt durch ihre Gewissensangst in eine unheilbare körperliche Zerrüttung; sie stirbt, unbetrauert von ihrem Gemahl, mit allen Zeichen der Verwerfung. Macbeth wird noch würdig befunden, den Heldentod auf dem Schlachtfelde zu sterben. Dem edlen Macduff wird für die Rettung seines Vaterlandes die Genugthuung zu Theil, den Tyrannen, der seine Gattin und Kinder erwürgt hat, mit eigner Hand zu bestrafen. Banquo, büst seinen ehrgeizigen Vorwitz, auch seine eigne glorreiche Zukunft wissen zu wollen, mit einem frühen Tode, indem er dadurch Macbeths Eifersucht erregt; aber er hat sein Gemüth von den Einblasungen der Zauberinnen rein erhalten; sein Name wird in seinem Geschlecht geseegnet, das auf eine lange Zeitenfolge zu derselben

Königswürde bestimmt ist, die Macbeth nur auf seine Lebensdauer an sich gerissen. Im Gange der Handlung ist dieses Stück ganz das Gegentheil vom Hamlet: sie schreitet mit erstaunlicher Raschheit vorwärts, von der ersten Katastrophe (denn Duncans Ermordung kann schon eine Katastrophe genannt werden) bis zur letzten. "Gedacht, gethan!" ist der allgemeine Wahlspruch, denn, wie Macbeth sagt:

> Der flücht'ge Vorsatz wird nie eingeholt,
> Geht nicht die That gleich mit.

In allen Zügen sieht man ein rüstiges Helden-Zeitalter, im rauhen Norden, der die Nerven stählt. Welche Dauer die Handlung haben soll, lässt sich nicht genau angeben; nach der Geschichte vielleicht Jahre; aber wir wissen schon, dass der Einbildungskraft die erfüllteste Zeit als die kürzeste erscheint. Und hier ist unbegreiflich viel in einen engen Raum zusammengedrängt, nicht blos als äuserliche Begebenheit, sondern mit Schilderung des innersten Gemüthszustandes der Handelnden. Es ist als ob die Hemmungen an dem Uhrwerke der Zeit herausgenommen wären und nun die Räder unaufhaltsam abrollten. Nichts ist der Gewalt der Darstellung in Erregung des Grausens zu vergleichen. An alle Umstände von Duncans Ermordung, den Dolch, der vor Macbeths Augen schwebt, Banquo's Erscheinung beim Gastmahl, Lady Macbeths Nachtwandeln, darf man nur erinnern; was lässt sich darüber sagen, das den Eindruck nicht eher schwächte? Solche Szenen sind einzig, und kommen nur bei diesem Dichter vor, sonst müsste die tragische Muse ihre Maske mit dem Medusenhaupt vertauschen.

F. SCHLEGEL.

Friedrich Schlegel, geb. zu Hannover 1769, lebt noch. Er gab seine Vorlesungen über die "Geschichte der alten und neuen Literatur" heraus 1815.

ÜBER DAS FRANZÖSISCHE TRAUERSPIEL.

(Zwölfte Vorlesung).

Das Trauerspiel der Franzosen ist eigentlich der glänzendste Theil ihrer poetischen Literatur und derjenige, welcher auch mit Recht immer die Aufmerksamkeit der andern Nationen am meisten auf sich gezogen hat. Ihre Tragödie entspricht so ganz dem Bedürfniss ihres Nationalcharakters und eigenthümlicher Gefühlsweise, dass der hohe Werth, welchen sie darauf legen, sehr begreiflich ist, ungeachtet die ältere französische Tragödie fast nie Gegenstände aus der einheimischen Nationalgeschichte darstellte. Zwar ist nicht zu läugnen, dass alle diese Griechen, Römer, Spanier und Türken, welche sie uns darstellt, mit der Sprache auch manche andere Eigenschaft der Franzosen angenommen haben. An sich ist auch diese Verwandlung und Aneignung des Ausländischen in der Poesie gar nicht zu tadeln; doch auffallend bleibt es immer, dass die französische Tragödie immer nur fremde, und fast nie französische Helden darstellt. Es ist zu erklären aus dem Mangel eines durchaus gelungenen und allgemein verbreiteten epischen Gedichts. Auch wären die meisten tragischen Gegenstände der altfranzösischen Geschichte auf einer Bühne, die zunächst den Hof im Auge hatte, wegen

gehässiger Erinnerungen oder Vergleichungen wohl nicht gut angebracht gewesen. Ein Mangel blieb es immer, da die Beziehung auf das Nationalgefühl von keiner Gattung der ernsten Poesie, am wenigsten vom Trauerspiel ganz ausgeschlossen bleiben sollte. Als einen solchen erkannte es auch Voltaire, und suchte dem Übel ab zu helfen, indem er Gegenstände aus der französischen Geschichte, überhaupt aber aus der romantischen Ritterzeit, auf die Bühne brachte. Das erste hat damals keinen rechten Erfolg gehabt, und erst in neuerer Zeit mehr Nachfolge gefunden; desto glücklicher ist ihm vor allen andern Franzosen der Versuch eines eigentlich romantischen Trauerspiels gelungen.

Ungeachtet nun die Gegenstände des französischen Trauerspiels mit geringer Ausnahme nicht national sind, so ist doch die ganze Gattung durch die herschende Richtung und Gefühlsweise dem französischen Geist und Charakter im höchsten Grade entsprechend, und als eine solche durchaus nationale, in ihrer Art höchst vollkommene und eigenthümliche Dichtungsart, erkenne ich auch das französische Trauerspiel gern an, so wenig ich mich überreden kann, dass es für die Bühne irgend einer andern Nation als Norm und Regel gelten sollte, die sich, meiner Überzeugung nach, jede Nation für ihre Bühne selbst auffinden und geben muss.

Wenn gleichwohl die Form des französischen Trauerspiels von den meisten als eine Nachbildung des griechischen angesehen, und aus diesem Standpunkte beurtheilt wird, so haben es die französischen Dichter zu-

erst veranlasst, indem sie uns in den Vorreden zu ihren Trauerspielen selbst auf dieses Ziel hinlenken. Racine erscheint auch hier am vortheilhaftesten; er spricht mit einer gefühlten Kenntniss von den Griechen, wie man sie bei andern französischen Schriftstellern nicht leicht so finden möchte, und leistet uns sein Urtheil jetzt, nachdem die Griechen seit ihm noch weit mehr Hauptgegenstand aller Untersuchungen geworden sind, auch nicht immer Genüge, so redet er doch überall mit der gefühlten Würde von der Kunst und von den Dichtern, wie einer der es selbst ist. Corneille schlägt sich in den Vorreden meistens mit dem Aristoteles und seinen Commentatoren herum, die ihm nicht selten sehr im Wege stehen, bis es ihm gelingt auf irgend eine Art zu capituliren, oder einen leidlichen Frieden mit diesen fatalen Gegnern der Dichterfreiheit ab zu schliesen. Man kann hier oft nicht umhin zu bedauern, dass dieses mächtige Genie sich in so engen, meistens unnützen, ihm gar nicht angemessenen Fesseln bewegen musste. Voltaire's Vorreden und Anmerkungen gehen immer auf dasselbe hinaus: dass nehmlich die französische Nation, und besonders die französische Bühne, die erste in dem gesammten ehemaligen und gegenwärtigen Universum seien, dass gleichwohl Corneille und Racine, ungeachtet aller hohen Vortrefflichkeit, noch vieles zu wünschen übrig lassen. Wer nun derjenige ist, welcher dieses noch fehlende zur höchsten Vollkommenheit hinzufügen, und dadurch jene beiden Dichter noch weit übertreffen soll, das wird dem Leser meistens auch nicht sehr schwer gemacht zu errathen.

Dass die Form des griechischen Trauerspiels, dass die bekannte Schrift des Aristoteles, so wie sie dieselbe

verstanden, die französischen Dichter in manchen Stücken zu sehr beschränkt hat, dass vieles in dem Gesetz von den drei Einheiten, besonders der Zeit und des Orts auf blosem Missverständniss beruht, und so wie es gefordert wird, gar nicht ausführbar, auch nie geleistet worden ist, und mit dem Wesen der Poesie im Widerstreit steht, der man niemals die physische Möglichkeit mit arithmetischer Strenge nachrechnen, sondern ihre Wahrscheinlichkeit, die keine geschichtliche, sondern eine poetische sein soll, nach dem Eindruck auf die Phantasie beurtheilen muss: das alles ist seit Lessing schon so oft abgehandelt worden, dass es unnütz sein würde, einen so alten Streit noch einmal durch zu fechten. Nur eine historische Bemerkung erlaube ich mir noch hinzu zu setzen; der eigentlich beschränkende Geist unter jenen, welche damals viel Einfluss hatten, war Boileau. Wie schädlich er auf die französische Dichtkunst eingewirkt, lässt sich wohl aus der einzigen Thatsache schliesen, dass er nahe daran war, den Corneille eben so zu misshandeln, wie den Chapelain. Was den Mann am besten schildert, scheint mir die von ihm gegebene Vorschrift, dass man von zwei reimenden Versen den letzten, wo möglich, immer zuerst machen solle. Statt des wahren Urtheils und Kunstgefühls, galt ihm ein Spott, der bisweilen nicht der feinste ist, und statt der Poesie ein recht voll zuschlagender Reim. So kann ich denn nicht umhin dem Racine bei zu stimmen, wenn er von Boileau, der übrigens sein Freund war, an seinen Sohn schreibt: "Boileau sei ein recht biederer Mann, von der Poesie verstehe er herzlich wenig."

Ein anderes Hauptgesetz dieses Kunstrichters war jenes bekannte, von Horaz entlehnte, dass ein Geisteswerk, wenn es in gehöriger Reife an das Licht der Welt treten soll, gerade so vieler Jahre bedarf, als zu einer natürlichen Geburt Monate erfordert werden. Aber ungeachtet dieser Regel des anmaslichen Gesetzgebers, dürfen wir wohl bezweifeln, dass die Athalia von Racine, und der Cid von Corneille, nach meinem Gefühl die beiden herlichsten Dichterwerke der französischen Poesie, nicht so langsam herausgekünstelt, sondern schnell in Einer Begeisterung und wie in Einem Guss hervorgebracht wurden. Diese beiden Schöpfungen, die grösten vielleicht welche die französische Bühne besitzt, können am besten bezeichnen, welche Höhe dieselbe erreicht hat, und wo sie auf ihrem Wege in der Nachahmung des alten Trauerspiels stehen geblieben ist.

Wie wenig auch die neuern Erklärer des Aristoteles dieses wahrgenommen haben mögen, denn in ihm selbst ist es allerdings deutlich anerkannt, der lyrische Bestandtheil, und der Chor ist das Wesentlichste im Trauerspiel der Alten, wovon das ganze getragen und gehalten wird, so dass wer diese Form sich zum Ziele setzt, nothwendig vorzüglich darauf sein Auge richten muss. Der Cid des Corneille geht überall in das Lyrische über, und dieser Schwung der Begeisterung giebt ihm jene hinreissende Kraft, gegen welche Neid und Kritik nichts vermochten. Den Chor der Alten aber hat Racine in seiner Athalia, obwohl mit Änderung und selbständiger Aneignung, aber wie mir es scheint, für diesen Zweck sehr glücklich, und mit

hoher Poesie wieder eingeführt. Wäre das französische Trauerspiel auf diesem Wege, welchen die beiden ersten Dichter in den Werken ihrer höchsten Begeisterung bezeichnet, weiter fortgegangen, so würde es dem der Alten viel ähnlicher an Schwungkraft und Hoheit geworden sein; viele der engen Fesseln, welche aus blos prosaischem Missverstand hervorgegangen waren, würden von selbst weggefallen sein und freier würde es sich in einer freilich dann ganz anders gestalteten Form, bewegt haben.

Da es aber im Allgemeinen herschender dramatischer Gebrauch wurde, den lyrischen Bestandtheil aus der Anlage des alten Trauerspiels weg zu lassen, so entstand daraus ein groses Missverhältniss; besonders bei solchen mythologischen Gegenständen, die auch bei den Alten behandelt worden waren und wie sie ungefähr ein Trauerspiel ausgefüllt hatten. Fiel der lyrische Bestandtheil weg, so war nun die Handlung nicht reichhaltig genug; da ergriff man dann jene Mittel, um den leeren Raum aus zu füllen, die auch schon bei den Alten zur Zeit des Verfalls der tragischen Dichtkunst zu gleichem Zwecke gedient hatten. Man machte die Handlung verwickelter durch hineingelegte Intriguen, welche der Würde und dem Wesen des Trauerspiels ganz zuwider sind, oder man setzte alles in die Rhetorik der Leidenschaften, wozu in jedem tragischen Stoff leicht die mannigfaltigste Veranlassung sich findet. Dies ist nun eigentlich die glänzende Seite des französischen Trauerspiels, darin hat es eine hohe und fast unvergleichliche Stärke und dadurch entspricht es so ganz dem Charakter und dem Geist

der Nation, bei welcher die Rhetorik in allen Verhältnissen einen herschenden Einfluss behauptet hat, und auch noch behauptet, und welche selbst im Privatleben zu einer solchen Rhetorik der Leidenschaften sich hinneigt. Es ist diese allerdings auch in einem gewissen Mase ein nothwendiges und unentbehrliches Element der dramatischen Darstellung. So ausschliesend herschend aber, wie im französischen Trauerspiele, darf dieses einzelne Element nicht sein; zweckwidrig wenigstens wäre es, was sich blos auf die französische National-Eigenthümlichkeit gründet, als Regel auch für andre Nationen aufstellen zu wollen, die vielleicht mehr Sinn für die Poesie, als angebornes Talent zur Rhetorik haben.

Die Vorliebe für diesen rhetorischen Theil des Trauerspiels ist bei den Franzosen so gros, dass ihre Bewunderung und Beurtheilung ebendaher weit mehr auf einzelne Stellen gerichtet ist, als auf das Ganze. Sehen wir aber auf dieses, und sehen wir auf die Stücke, die eine wahrhafte und poetische Auflösung haben, so werden wir finden, dass auch in dieser Hinsicht das französische Trauerspiel sich mehr an das Alterthum anschliest, und meistens mit einem vollkommenen Untergang endet, ohne alle Milderung oder mit einer noch halbschmerzlichen Versöhnung; seltner aber, wie doch der christliche Dichter vorzüglich dahin streben sollte, auf den Kampf, wie in der Athalia des Racine, Sieg folgen, oder aus Tod und Leiden ein neues Leben in höherer Verklärung hervorgehen lässt, wie in der Alzire von Voltaire, meinem Gefühle nach, seinem Meisterwerk, worin er als wahrer Dichter und seiner beiden Vorgänger ganz würdig erscheint.

WACKENRODER.

W. G. Wackenroder geb. zu Berlin 1772, gest. 1798. Seine "Phantasien über die Kunst," welche zuerst 1798 erschienen, wurden von Tieck neu herausgegeben 1814.

FRANCESCO FRANCIA.

(Phantasien, 2.)

So wie die Epoche des Wiederauflebens der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit die vielumfassendsten, als Menschen merkwürdigsten, und am Geiste kräftigsten gelehrten Männer hervorbrachte; so ward auch die Periode, da die Kunst der Mahlerei aus ihrer lange ruhenden Asche, wie ein Phönix, hervorging, durch die erhabensten und edelsten Männer in der Kunst bezeichnet. Sie ist als das wahre *Heldenalter* der Kunst an zu sehn, und man möchte (wie Ossian) seufzen, dass die Kraft und Gröse dieser Heldenzeit nun von der Erde entflohen ist. Viele standen an vielen Orten auf, und erhoben sich ganz durch eigene Stärke; ihr Leben und ihre Arbeiten hatten Gewicht, und waren der Mühe werth, in ausführlichen Chroniken, wie wir sie noch von den Händen damaliger Verehrer der Kunst besitzen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden; und ihr Geist war so ehrwürdig, als es uns noch ihre bärtigen Häupter sind, die wir in den schätzbaren Sammlungen ihrer Bildnisse mit Ehrfurcht betrachten. Es geschahen unter ihnen ungewöhnliche, und vielen jetzt unglaubliche Dinge, weil der Enthusiasmus, der itzt nur in wenigen

einzelnen Herzen, wie ein schwaches Lämpchen flimmert, in jener goldenen Zeit alle Welt entflammte. Die entartete Nachkommenschaft bezweifelt oder belacht so manche bewährte Geschichte aus diesen Zeiten als Mährchen, weil der göttliche Funken ganz aus ihrer Seele gewichen ist.

Eine der merkwürdigsten Geschichten dieser Art, die ich nie ohne Staunen habe lesen können, und bei der mein Herz doch nie in Versuchung zu zweifeln geführt ward, ist die Geschichte von dem Tode des alten Mahlers *Francesco Francia*, welcher der Ahnherr und Stammvater der Schule war, die sich in Bologna und der Lombardei bildete.

Dieser Francesco war von geringen Handwerksleuten geboren, hatte sich aber durch seinen unermüdeten Fleis und seinen immer hinaufstrebenden Geist, zu dem höchsten Gipfel des Ruhmes aufgeschwungen. In seiner Jugend war er zuerst bei einem Goldarbeiter, und er bildete so künstliche Sachen in Gold und Silber, dass sie jeden, der sie sah, in Erstaunen setzten. Auch grub er lange Zeit die Stempel zu allen Denkmünzen, und alle Fürsten und Herzoge der Lombardei setzten eine Ehre darin, sich von seinem Griffel auf ihren Münzen abbilden zu lassen. Denn es war damals noch die Zeit, da alle Vornehmen des Landes und alle Mitbürger den vaterländischen Künstler durch ihren lautsehallenden Beifall stolz zu machen vermochten. Unendlich viele fürstliche Personen kamen durch Bologna, und versäumten nicht, ihr Bildniss von Francesco zeichnen, und nachher in Metall schneiden und prägen zu lassen.

Aber Francesco's ewig beweglicher, feuriger Geist strebte nach einem neuen Felde der Arbeit, und je mehr seine heisse Ehrbegier gesättigt ward, desto ungeduldiger ward er, sich eine ganz neue, noch unbetretene Bahn zum Ruhme auf zu schliesen. Schon vierzig Jahre alt, trat er in die Schranken einer neuen Kunst; er übte sich mit unbezwinglicher Geduld im Pinsel, und richtete sein ganzes Nachdenken auf das Studium der Komposition im Grosen und des Effektes der Farben. Und es war auserordentlich, wie schnell es ihm gelang, Werke hervor zu bringen, die ganz Bologna in Verwunderung setzten. Er ward in der That ein vorzüglicher Mahler; denn wenn er auch mehrere Mitstreiter hatte, und selbst der göttliche *Raphael* zu der Zeit in Rom arbeitete, so konnte man immer mit Recht auch seine Werke zu den vornehmsten rechnen. Denn allerdings ist die Schönheit in der Kunst nicht etwas so armes und dürftiges, dass *eines* Menschen Leben sie erschöpfen könnte; und ihr Preis ist kein Loos, das nur allein auf Einen Auserwählten fällt: ihr Licht zerspaltet sich vielmehr in tausend Strahlen, deren Wiederschein auf mannigfache Weise von den grosen Künstlern, die der Himmel auf die Welt gesetzt, in unser entzücktes Auge zurückgeworfen wird.

Francesco lebte gerade unter der ersten Generation der edlen italiänischen Künstler, welche um so grösere und allgemeinere Achtung genossen, da sie auf den Trümmern der Barbarei ein ganz neues, glänzendes Reich stifteten; und in der Lombardei war gerade Er der Stifter, und gleichsam der erste Fürst dieser neu-

gegründeten Herschaft. Seine geschickte Hand vollendete eine unzählbare Menge von herlichen Gemählden, die nicht nur durch die ganze Lombardei, (in welcher keine Stadt von sich nachsagen lassen wollte, dass sie nicht wenigstens *eine* Probe seiner Arbeit besäse,) sondern auch in die andern Gegenden von Italien gingen, und allen Augen, die so glücklich waren sie zu betrachten, seinen Ruhm laut verkündigten. Die italiänischen Fürsten und Herzoge waren eifersüchtig, Bilder von ihm zu besitzen; und von allen Seiten strömten ihm Lobsprüche zu. Reisende verpflanzten seinen Namen aller Orten wo sie hingelangten, und der schmeichelhafte Wiederhall ihrer Reden tönte in sein Ohr zurück. Bologneser, die Rom besuchten, priesen ihren vaterländischen Künstler dem Raphael, und dieser, der auch einiges von seinem Pinsel gesehen und bewundert hatte, bezeugte ihm in Briefen, mit der ihm eigenthümlichen sanften Leutseeligkeit, seine Achtung und Zuneigung. Die Schriftsteller der Zeit konnten sich nicht enthalten, sein Lob in alle ihre Werke ein zu flechten; sie richteten die Augen der Nachwelt auf ihn, und erzählen mit wichtiger Miene, dass er wie ein Gott verehrt sei. Einer von ihnen sogar ist kühn genug, zu schreiben, dass Raphael, auf den Anblick seiner Madonnen, die Trockenheit, die ihm noch von der Schule von Perugia angeklebt, verlassen, und einen gröseren Stil angenommen habe.

Was konnten diese wiederholten Schläge anders für eine Wirkung auf das Gemüth unsers Francesco haben, als dass sein lebhafter Geist sich zu dem edelsten Künstlerstolze emporhob, und er an einen himm-

lischen Genius in seinem Inneren zu glauben anfing. Wo findet man jetzt diesen erhabenen Stolz? Vergebens sucht man ihn unter den Künstlern unsrer Zeiten, welche wohl *auf sich eitel*, aber nicht *stolz auf ihre Kunst* sind.

Raphael war der einzige, den er von allen ihm gleichzeitigen Mahlern allenfalls für seinen Nebenbuhler gelten lies. Er war indess nie so glücklich gewesen, ein Bild von seiner Hand zu sehen, denn er war in seinem Leben nie weit von Bologna gekommen. Doch hatte er, nach vielen Beschreibungen, sich in der Idee von der Manier des Raphaels ein festes Bild gemacht, und sich, besonders auch durch dessen bescheidenen und sehr gefälligen Ton gegen ihn in seinen Briefen, fest überzeugt, dass er selber ihm in den meisten Stücken gleich komme, und es in manchen wohl noch weiter gebracht habe. Seinem hohen Alter war es vorbehalten, mit seinen eigenen Augen ein Bild von Raphael zu sehen.

Ganz unerwartet empfing er einen Brief von ihm, worin jener ihm die Nachricht ertheilte, er habe eben ein Altargemählde von der heiligen Cäcilia vollendet, welches für die Kirche des heiligen Johannes zu Bologna bestimmt sei; und dabei schrieb er, er werde das Stück an ihn, als seinen Freund, senden, und bat, dass er ihm den Gefallen erzeigen möchte, es auf seiner Stelle gehörig aufrichten zu lassen, auch wenn es auf der Reise irgendwo beschädigt sei, oder er sonst im Bilde selbst irgend ein Versehen oder einen Fehler wahrnähme, überall als Freund zu bessern und nach zu helfen. Dieser Brief, worin ein *Raphael* demüthig

ihm den Pinsel in die Hände gab, setzte ihn auser sich selbst, und er konnte die Ankunft des Bildes nicht erwarten. Er wusste nicht, was ihm bevorstand!

Einst, als er von einem Ausgange nach Hause kam, eilten seine Schüler ihm entgegen, und erzählten ihm mit groser Freude, das Gemählde vom Raphael sei indess angekommen, und sie hätten es in seinem Arbeitszimmer schon in das schönste Licht gestellt. Francesco stürzte, auser sich, hinein.—

Aber wie soll ich der heutigen Welt die Empfindungen schildern, die der auserordentliche Mann beim Anblick dieses Bildes sein Inneres zerreissen fühlte. Es war ihm, wie einem sein müsste, der voll Entzücken seinen von Kindheit an von ihm entfernten Bruder umarmen wollte, und statt dessen auf einmal einen Engel des Lichts vor seinen Augen erblickte. Sein Inneres war durchbohrt; es war ihm, als sänke er in voller Zerknirschung des Herzens vor einem höheren Wesen in die Kniee.

Vom Donner gerührt stand er da; und seine Schüler drängten sich um den alten Mann herum, und hielten ihn, fragten ihn, was ihn befallen habe? und wussten nicht was sie denken sollten.

Er hatte sich etwas erholt, und starrte immerfort das über alles göttliche Bild an. Wie war er auf einmal von seiner Höhe gefallen! Wie schwer musste er die Sünde büsen, sich allzu vermessen bis an die Sterne erhoben, und sich ehrsüchtig über Ihn, den unnachahmlichen Raphael, gesetzt zu haben. Er schlug sich vor seinen grauen Kopf, und weinte bittere, schmerzende Thränen, dass er sein Leben mit eitelm, ehrgeizigen

Schweise verbracht, und sich dabei nur immer thörichter gemacht habe, und nun endlich, dem Tode nahe, mit geöffneten Augen auf sein ganzes Leben als auf ein elendes, unvollendetes Stümperwerk zurücksehen müsse. Er hob mit dem erhobenen Antliz der heiligen Cäcilia auch seine Blicke empor, zeigte dem Himmel sein wundes, reuiges Herz, und betete gedemüthigt um Vergebung.

Er fühlte sich so schwach, dass seine Schüler ihn ins Bett bringen mussten. Beim Herausgehen aus dem Zimmer fielen ihm einige seiner Gemählde, und besonders seine sterbende Cäcilia, welche noch dort hing, in die Augen; und er verging fast vor Schmerz.

Von der Zeit an war sein Gemüth in beständiger Verwirrung, und man bemerkte fast immer eine gewisse Abwesenheit des Geistes bei ihm. Die Schwächen des Alters und die Ermattung des Geistes, welcher so lange in immer angestrengter Thätigkeit bei der Schöpfung von so tausenderlei Gestalten gewesen war, traten hinzu, um das Haus seiner Seele von Grund aus zu erschüttern. Alle die unendlich mannigfaltigen Bildungen, die sich von jeher in seinem mahlerischen Sinn bewegt hattten, und in Farben und Linien auf der Leinwand zur Wirklichkeit übergegangen waren, fuhren jetzt, mit verzerrten Zügen, durch seine Seele, und waren die Plagegeister, die ihn in seiner Fieberhitze ängstigten. Ehe seine Schüler es sich versahen, fanden sie ihn todt im Bette liegen.—

So ward dieser Mann erst dadurch recht *gros*, dass er sich so klein gegen den himmlischen Raphael fühlte. Auch hat ihn der Genius der Kunst, in den Augen der

Eingeweihten, längst heilig gesprochen, und sein Haupt mit dem Strahlenkreise umgeben, der ihm als einem ächten Märtyrer des Kunstenthusiasmus gebührt.—

Die obige Erzählung von dem Tode des Francesco Francia hat uns der alte *Vasari* überliefert, in welchem der Geist der Urväter der Kunst noch wehte.

HARDENBERG (NOVALIS.)

Friedrich von Hardenberg geb. 1772 in der Grafschaft Mansfeld; gest. 1801. Seine Schriften wurden von Tieck und Fr. Schlegel herausgegeben 1802.

MÄHRCHEN.

(Die Lehrlinge zu Sais, 2.)

Vor langen Zeiten lebte weit gegen Abend ein blutjunger Mensch. Er war sehr gut, aber auch über die Masen wunderlich. Er grämte sich unnufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer still vor sich hin, setzte sich einsam, wenn die Andern spielten und fröhlich waren, und hing seltsamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren sein liebster Aufenthalt, und dann sprach er immer fort mit Thieren und Vögeln, mit Bäumen und Felsen, natürlich kein vernünftiges Wort, lauter närrisches Zeug zum Todtlachen. Er blieb aber immer mürrisch und ernsthaft, ungeachtet sich das Eichhörnchen, die Meerkatze, der Papagey und der Gimpel alle Mühe gaben, ihn zu zerstreuen, und ihn auf den richtigen Weg zu weisen. Die Gans erzählte Mährchen, der Bach klimperte ein Ballade dazwischen, ein groser dicker Stein machte lächerliche Bocksprünge, die Rose schlich sich freundlich hinter ihm herum, kroch durch seine Locken, und der Epheu streichelte

ihm die sorgenvolle Stirn. Allein der Missmuth und Ernst waren hartnäckig. Seine Eltern waren sehr betrübt, sie wussten nicht, was sie anfangen sollten. Er war gesund und as; nie hatten sie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und lustig gewesen, wie keiner; bei allen Spielen voran, von allen Mädchen gern gesehn. Er war recht bildschön, sah aus wie gemahlt, tanzte wie ein Schatz. Unter den Mädchen war Eine, ein köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirschrothe Lippen, wie ein Püppchen gewachsen, brandrabenschwarze Augen. Wer sie sah, hätte mögen vergehn, so lieblich war sie. Damals war Rosenblüthe, so hies sie, dem bildschönen Hyacinth, so hies er, von Herzen gut, und er hatte sie lieb zum Sterben. Die andern Kinder wusstens nicht. Ein Veilchen hatte es ihnen zuerst gesagt, die Hauskätzchen hatten es wohl gemerkt, die Häuser ihrer Eltern lagen nahe beisammen. Wenn nun Hyacinth die Nacht an seinem Fenster stand und Rosenblüthe an ihrem, und die Kätzchen auf den Mäusefang da vorbeiliefen, da sahen sie die beiden stehn, und lachten und kicherten oft so laut, dass sie es hörten und böse wurden. Das Veilchen hatte es der Erdbeere im Vertrauen gesagt, die sagte es ihrer Freundin, der Satchelbeere, die lies nun das Sticheln nicht, wenn Hyacinth gegangen kam; so erfuhrs denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyacinth ausging so riefs von allen Seiten: Rosenblüthchen ist mein Schätzchen! Nun ärgerte sich Hyacinth, und musste doch auch wieder aus Herzensgrunde lachen, wenn das Eidexchen geschlüpft kam, sich auf einen warmen Stein setzte, mit dem Schwänzchen wedelte und sang:

Rosenblüthchen, das gute Kind,
Ist geworden auf einmal blind,
Denkt, die Mutter sei Hyacinth,
Fällt ihm um den Hals geschwind;
Merkt sie aber das fremde Gesicht,
Denkt nur an, da erschrickt sie nicht,
Fährt, als merkte sie kein Wort,
Immer nur mit Küssen fort.

Ach! wie bald war die Herlichkeit vorbei. Es kam ein Mann aus fremden Landen gegangen, der war erstaunlich weit gereist, hatte einen langen Bart, tiefe Augen, entsetzliche Augenbrauen, ein wunderliches Kleid mit vielen Falten und seltsamen Figuren hineingewebt. Er setzte sich vor das Haus, das Hyacinths Eltern gehörte. Nun war Hyacinth sehr neugierig, und setzte sich zu ihm, und holte ihm Brod und Wein. Da that er seinen weissen Bart von einander, und erzählte bis tief in die Nacht, und Hyacinth wich und wankte nicht, und wurde auch nicht müde zu zu hören. So viel man nachher vernahm, so hat er viel von fremden Ländern, unbekannten Gegenden, von erstaunlich wunderbaren Sachen erzählt und ist drei Tage dageblieben, und mit Hyacinth in tiefe Schachten hinuntergekrochen. Rosenblüthchen hat genug den alten Hexenmeister verwünscht, denn Hyacinth ist ganz versessen auf seine Gespräche gewesen, und hat sich um nichts bekümmert; kaum dass er ein wenig Speise zu sich genommen. Endlich hat jener sich fortgemacht, doch dem Hyacinth ein Büchelchen dagelassen, das kein Mensch lesen konnte. Dieser hat ihm noch Früchte, Brod und Wein mitgegeben, und ihn weit weg begleitet. Und dann ist er tiefsinnig zurückge-

kommen, und hat einen ganz neuen Lebenswandel begonnen. Rosenblüthchen hat recht zum Erbarmen um ihn gethan, denn von der Zeit an hat er sich wenig aus ihr gemacht, und ist immer für sich geblieben. Nun begab sichs, dass er einmal nach Hause kam, und war wie neu geboren. Er fiel seinen Eltern um den Hals, und weinte. Ich muss fort in fremde Lande, sagte er, die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich gesund werden müsste, das Buch hat sie ins Feuer geworfen, und hat mich getrieben, zu euch zu gehn, und euch um euren Seegen zu bitten. Vielleicht komme ich bald, vielleicht nie wieder. Grüst Rosenblüthchen. Ich hätte sie gern gesprochen, ich weis nicht, wie mir ist, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurück denken will, so kommen gleich mächtigere Gedanken dazwischen; die Ruhe ist fort, Herz und Liebe mit, ich muss sie suchen gehn. Ich wollt' euch gern sagen, wohin, ich weis selbst nicht: dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleierte Jungfrau. Nach der ist mein Gemüth entzündet. Lebt wohl. Er riss sich los und ging fort. Seine Eltern wehklagten und vergossen Thränen. Rosenblüthchen blieb in ihrer Kammer und weinte bitterlich. Hyacinth lief nun was er konnte, durch Thäler und Wildnisse, über Berge und Ströme dem geheimnissvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Isis); Menschen und Thiere, Felsen und Bäume. Manche lachten, manche schwiegen, nirgends erhielt er Bescheid. Im Anfange kam er durch rauhes, wildes Land, Nebel und Wolken warfen sich ihm in den Weg, er stürmte immerfort; dann

fand er unabsehliche Sandwüsten, glühenden Staub, und wie er wandelte, so veränderte sich auch sein Gemüth, die Zeit wurde ihm lang und die innere Unruhe legte sich, er wurde sanfter und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leisen, aber starken Zuge, in den sein ganzes Gemüth sich auflöste. Es lag wie viele Jahre hinter ihm. Nun wurde die Gegend auch wieder reicher und manichfaltiger, die Luft lau und blau, der Weg ebener. Grüne Büsche lockten ihn mit anmuthigem Schatten, aber er verstand ihre Sprache nicht, sie schienen auch nicht zu sprechen, und doch erfüllten sie auch sein Herz mit grünen Farben und kühlem stillen Wesen. Immer höher wuchs jene süse Sehnsucht in ihm, und immer breiter und saftiger wurden die Blätter, immer lauter und lustiger die Vögel und Thiere, balsamischer die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft, und heisser seine Liebe. Die Zeit ging immer schneller, als sähe sie sich nah am Ziele. Eines Tages begegnete er einem kristallnen Quell und einer Menge Blumen, die kamen in ein Thal herunter zwischen schwarzen himmelhohen Säulen. Sie grüsten ihn freundlich mit bekannten Worten. Liebe Landsleute, sagte er, wo find' ich wohl den geheiligten Wohnsitz der Isis? Hier herum muss er sein, und ihr seid veilleicht hier bekannter, als ich. Wir gehn auch nur hier durch, antworteten die Blumen; eine Geisterfamilie ist auf der Reise und wir bereiten ihr Weg und Quartier, indess sind wir vor kurzem durch eine Gegend gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir herkommen, so wirst du schon mehr erfahren.

Die Blumen und die Quelle lächelten, wie sie das sagten, boten ihm einen frischen Trunk und gingen weiter. Hyacinth folgte ihrem Rath, frug und frug, und kam endlich zu jener längst gesuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köstlichen Gewächsen versteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnsucht, und die süseste Bangigkeit durchdrang ihn in dieser Behausung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmlischen Wohlgedüften entschlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligste führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll seltsamer Sachen auf lauter reizenden Klängen und in abwechselnden Accorden. Es dünkte ihm alles so bekannt, und doch in nie gesehener Herlichkeit, da schwand auch der letzte irdische Anflug, wie in Luft verzehrt, und er stand vor der himmlischen Jungfrau. Da hob er den leichten, glänzenden Schleier, und—Rosenblüthchen sank in seine Arme. Eine ferne Musik umgab die Geheimnisse des liebenden Wiedersehns, die Ergiesungen der Sehnsucht, und schlofs alles Fremde von diesem entzückenden Orte aus.

Hyacinth lebte nachher noch lange mit Rosenblüthchen unter seinen frohen Eltern und Gespielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rath und ihr Feuer.

TIECK.

Ludwig Tieck, geb. zu Berlin 1773, lebt noch. Er gab seinen "Phantasus" heraus 1812.

DER BLONDE ECKBERT.

(Phantasus, Band 1. Abth. 1.)

In einer Gegend des Harzes wohnte ein Ritter, den man gewöhnlich nur den blonden Eckbert nannte. Er war ohngefähr vierzig Jahr alt, kaum von mittler Gröse, und kurze hellblonde Haare lagen schlicht und dicht an seinem blassen eingefallenen Gesichte. Er lebte sehr ruhig für sich und war niemals in den Fehden seiner Nachbarn verwickelt, auch sah man ihn nur selten ausserhalb den Ringmauern seines kleinen Schlosses. Sein Weib liebte die Einsamkeit eben so sehr, und beide schienen sich von Herzen zu lieben, nur klagten sie gewöhnlich darüber, dass der Himmel ihre Ehe mit keinen Kindern seegnen wolle.

Nur selten wurde Eckbert von Gästen besucht, und wenn es auch geschah, so wurde ihretwegen fast nichts in dem gewöhnlichen Gange des Lebens geändert, die Mäsigkeit wohnte dort, und die Sparsamkeit selbst schien alles an zu ordnen. Eckbert war alsdann heiter und aufgeräumt, nur wenn er allein war bemerkte man an ihm eine gewisse Verschlossenheit, eine stille zurückhaltende Melancholie.

Niemand kam so häufig auf die Burg als Philipp Walther, ein Mann, an welchen sich Eckbert geschlos-

sen hatte, weil er an ihm ohngefähr dieselbe Art zu denken fand, der auch er am meisten zugethan war. Dieser wohnte eigentlich in Franken, hielt sich aber oft über ein halbes Jahr in der Nähe von Eckberts Burg auf, sammelte Kräuter und Steine, und beschäftigte sich damit, sie in Ordnung zu bringen, er lebte von einem kleinen Vermögen und war von Niemand abhängig. Eckbert begleitete ihn oft auf seinen einsamen Spaziergängen, und mit jedem Jahre entspann sich zwischen ihnen eine innigere Freundschaft.

Es giebt Stunden, in denen es den Menschen ängstigt, wenn er vor seinem Freunde ein Geheimniss haben soll, was er bis dahin oft mit vieler Sorgfalt verborgen hat; die Seele fühlt dann einen unwiderstehlichen Trieb, sich ganz mit zu theilen, dem Freunde auch das Innerste auf zu schliesen, damit er um so mehr unser Freund werde. In diesen Augenblicken geben sich die zarten Seelen einander zu erkennen, und zuweilen geschieht es wohl auch, dass einer vor der Bekanntschaft des andern zurück schreckt.

Es war schon im Herbst, als Eckbert an einem neblichten Abend mit seinem Freunde und seinem Weibe Bertha um das Feuer eines Kamines sas. Die Flamme warf einen hellen Schein durch das Gemach und spielte oben an der Decke, die Nacht sah schwarz zu den Fenstern herein, und die Bäume drausen schüttelten sich vor nasser Kälte. Walther klagte über den weiten Rückweg den er habe, und Eckbert schlug ihm vor, bei ihm zu bleiben, die halbe Nacht unter traulichen Gesprächen hin zu bringen, und dann noch in einem Gemache des Hauses bis am Morgen zu schla-

sen. Walther ging den Vorschlag ein, und nun ward Wein und die Abendmahlzeit herein gebracht, das Feuer durch Holz vermehrt, und das Gespräch der Freunde heitrer und vertraulicher.

Als das Abendessen abgetragen war, und sich die Knechte wieder entfernt hatten, nahm Eckbert die Hand Walthers und sagte: Freund, Ihr solltet Euch einmal von meiner Frau die Geschichte ihrer Jugend erzählen lassen, die seltsam genug ist.—Gern, sagte Walther, und man setzte sich wieder um das Kamin.

Es war jetzt gerade Mitternacht, der Mond sah abwechselnd durch die vorüber flatternden Wolken. Ihr müsst mich nicht für zudringlich halten, fing Bertha an, mein Mann sagt, dass Ihr so edel denkt, dass es unrecht sei, euch etwas zu verhehlen. Nur haltet meine Erzählung für kein Mährchen, so sonderbar sie auch klingen mag.

Ich bin in einem Dorfe geboren, mein Vater war ein armer Hirte. Die Haushaltung bei meinen Eltern war nicht zum besten bestellt, sie wussten sehr oft nicht, wo sie das Brod hernehmen sollten. Was mich aber noch weit mehr jammerte, war, dass mein Vater und meine Mutter sich oft über ihre Armuth entzweiten, und einer dem andern dann bittere Vorwürfe machte. Sonst hört' ich beständig von mir, dass ich ein einfältiges dummes Kind sei, das nicht das unbedeutendste Geschäft aus zu richten wisse, und wirklich war ich aüserst ungeschickt und unbeholfen, ich lies alles aus den Händen fallen, ich lernte weder nähen noch spinnen, ich konnte nichts in der Wirthschaft helfen, nur die Noth meiner Eltern verstand ich auserordentlich gut.

Oft sas ich dann im Winkel und füllte meine Vorstellungen damit an, wie ich ihnen helfen wollte, wenn ich plötzlich reich würde, wie ich sie mit Gold und Silber überschütten und mich an ihrem Erstaunen laben möchte, dann sah ich Geister herauf schweben, die mir unterirdische Schätze entdeckten, oder mir kleine Kiesel gaben, die sich in Edelsteine verwandelten, kurz, die wunderbarsten Phantasien beschäftigten mich, und wenn ich nun aufstehn musste, um irgend etwas zu helfen, oder zu tragen, so zeigte ich mich noch viel ungeschickter, weil mir der Kopf von allen den seltsamen Vorstellungen schwindelte.

Mein Vater war immer sehr ergrimmt auf mich, dass ich eine so ganz unnütze Last des Hauswesens sei; er behandelte mich daher oft ziemlich grausam, und es war selten, dass ich ein freundliches Wort von ihm vernahm. So war ich ungefähr acht Jahr alt geworden, und es wurden nun ernstliche Anstalten gemacht, dass ich etwas thun, oder lernen sollte. Mein Vater glaubte, es wäre nur Eigensinn oder Trägheit von mir, um meine Tage in Müssiggang hin zu bringen, genug, er setzte mir mit Drohungen unbeschreiblich zu, da diese aber doch nichts fruchteten, züchtigte er mich auf die grausamste Art, und fügte hinzu, dass diese Strafe mit jedem Tage wiederkehren sollte, weil ich doch nur ein unnützes Geschöpf sei.

Die ganze Nacht hindurch weint' ich herzlich, ich fühlte mich so auserordentlich verlassen, ich hatte ein solches Mitleid mit mir selber, dass ich zu sterben wünschte. Ich fürchtete den Anbruch des Tages, ich wusste durchaus nicht, was ich anfangen sollte, ich

wünschte mir alle mögliche Geschicklichkeit und konnte gar nicht begreifen, warum ich einfältiger sei, als die übrigen Kinder meiner Bekanntschaft. Ich war der Verzweiflung nahe.

Als der Tag graute, stand ich auf und eröffnete, fast ohne dass ich es wusste, die Thür unsrer kleinen Hütte. Ich stand auf dem freien Felde, bald darauf war ich in einem Walde, in den der Tag fast noch nicht hinein blickte. Ich lief immerfort, ohne mich um zu sehn, ich fühlte keine Müdigkeit, denn ich glaubte immer mein Vater würde mich noch wieder einholen, und durch meine Flucht gereizt mich noch grausamer behandeln. Als ich aus dem Walde wieder heraus trat, stand die Sonne schon ziemlich hoch, ich sah jetzt etwas dunkles vor mir liegen, welches ein dichter Nebel bedeckte. Bald musste ich über Hügel klettern, bald durch einen zwischen Felsen gewundenen Weg gehn, und ich errieth nun, dass ich mich wohl in dem benachbarten Gebirge befinden müsse, worüber ich anfing mich in der Einsamkeit zu fürchten. Denn ich hatte in der Ebene noch keine Berge gesehn, und das blose Wort Gebirge, wenn ich davon hatte reden hören, war meinem kindischen Ohr ein fürchterlicher Ton gewesen. Ich hatte nicht das Herz zurück zu gehn, sondern eben meine Angst trieb mich vorwärts; oft sah ich mich erschrocken um, wenn der Wind über mir weg durch die Bäume fuhr, oder ein ferner Holzschlag weit durch den stillen Morgen hin tönte. Als mir Köhler und Bergleute endlich begegneten und ich eine fremde Aussprache hörte, wäre ich vor Entsetzen fast in Ohnmacht gesunken.

Ich kam durch mehrere Dörfer und bettelte, weil ich jetzt Hunger und Durst empfand; ich half mir so ziemlich mit meinen Antworten durch, wenn ich gefragt wurde. So war ich ohngefähr vier Tage fortgewandert, als ich auf einen kleinen Fussteig gerieth, der mich von der grosen Strase immer mehr entfernte. Die Felsen um mich her gewannen jetzt eine andre, weit seltsamere Gestalt. Es waren Klippen, so auf einander gepackt, dass es das Ansehn hatte, als wenn sie der erste Windstos durch einander werfen würde. Ich wusste nicht ob ich weiter gehen sollte. Ich hatte des Nachts immer im Walde geschlafen, denn es war gerade zur schönsten Jahrszeit, oder in abgelegenen Schäferhütten; hier traf ich aber gar keine menschliche Wohnung und konnte auch nicht vermuthen in dieser Wildniss auf eine zu stosen; die Felsen wurden immer furchtbarer, ich musste oft dicht an schwindlichten Abgründen vorbeigehn, und endlich hörte sogar der Weg unter meinen Füsen auf. Ich war ganz trostlos, ich weinte und schrie, und in den Felsenthälern hallte meine Stimme auf eine schreckliche Art zurück. Nun brach die Nacht herein, und ich suchte mir eine Moosstelle aus, um dort zu ruhn. Ich konnte nicht schlafen; in der Nacht hörte ich die seltsamsten Töne, bald hielt ich es für wilde Thiere, bald für den Wind, der durch die Felsen klage, bald für fremde Vögel. Ich betete, und schlief nur spät gegen Morgen ein.

Ich erwachte, als mir der Tag ins Gesicht schien. Vor mir war ein steiler Felsen, ich kletterte in der Hoffnung hinauf, von dort den Ausgang aus der Wildniss zu entdecken, und vielleicht Wohnungen oder

Menschen gewahr zu werden. Als ich aber oben stand, war alles, so weit nur mein Auge reichte, eben so wie um mich her, alles war mit einem neblichten Dufte überzogen, der Tag war grau und trübe, und keinen Baum, keine Wiese, selbst kein Gebüsch konnte mein Auge entdecken, einzelne Sträucher ausgenommen, die einsam und betrübt in engen Felsenritzen empor geschossen waren. Es ist unbeschreiblich, welche Sehnsucht ich empfand, nur eines Menschen ansichtig zu werden, wäre es auch, dass ich mich vor ihm hätte fürchten müssen. Zugleich empfand ich einen peinigenden Hunger, ich setzte mich nieder und beschloss zu sterben. Aber nach einiger Zeit trug die Lust zu leben dennoch den Sieg davon, ich raffte mich auf und ging unter Thränen, unter abgebrochenen Seufzern den ganzen Tag hindurch; am Ende war ich mir meiner kaum noch bewusst, ich war müde und erschöpft, ich wünschte kaum noch zu leben, und fürchtete doch den Tod.

Gegen Abend schien die Gegend umher etwas freundlicher zu werden, meine Gedanken, meine Wünsche lebten wieder auf, die Lust zum Leben erwachte in allen meinen Adern. Ich glaubte jetzt, das Gesause einer Mühle aus der Ferne zu hören, ich verdoppelte meine Schritte, und wie wohl, wie leicht ward mir, als ich endlich wirklich die Gränzen der öden Felsen erreichte, ich sah Wälder und Wiesen mit fernen angenehmen Bergen wieder vor mir liegen. Mir war, als wenn ich aus der Hölle in ein Paradies getreten wäre, die Einsamkeit und meine Hülflosigkeit schienen mir nun gar nicht fürchterlich.

Statt der gehofften Mühle stieß ich auf einen Wasserfall, der meine Freude freilich um vieles minderte; ich schöpfte mit der Hand einen Trunk aus dem Bache, als mir plötzlich war, als höre ich in einiger Entfernung ein leises Husten. Nie bin ich so angenehm überrascht worden, als in diesem Augenblick, ich ging näher und ward an der Ecke des Waldes eine alte Frau gewahr, die aus zu ruhen schien. Sie war fast ganz schwarz gekleidet und eine schwarze Kappe bedeckte ihren Kopf und einen grosen Theil des Gesichtes, in der Hand hielt sie einen Krückenstock.

Ich näherte mich ihr und bat um ihre Hülfe, sie lies mich neben sich niedersitzen und gab mir Brod und etwas Wein. Indem ich as, sang sie mit kreischendem Ton ein geistliches Lied. Als sie geendet hatte, sagte sie mir, ich möchte ihr folgen.

Ich war über diesen Antrag sehr erfreut, so wunderlich mir auch die Stimme und das Wesen der Alten vorkam. Mit ihrem Krückenstocke ging sie ziemlich behende, und bei jedem Schritte verzog sie ihr Gesicht so, dass ich im Anfange darüber lachen musste. Die wilden Felsen traten immer weiter hinter uns zurück, wir gingen über eine angenehme Wiese, und dann durch einen ziemlich langen Wald. Als wir heraus traten, ging die Sonne gerade unter, und ich werde den Anblick und die Empfindung dieses Abends nie vergessen. In das sanfteste Roth und Gold war alles verschmolzen, die Bäume standen mit ihren Wipfeln in der Abendröthe, und über den Feldern lag der entzückende Schein, die Wälder und die Blätter der Bäume standen still, der reine Himmel sah aus wie ein aufgeschlos-

senes Paradies, und das Rieseln der Quellen und von Zeit zu Zeit das Flüstern der Bäume tönte durch die heitre Stille wie in wehmüthiger Freude. Meine junge Seele bekam jetzt zuerst eine Ahndung von der Welt und ihren Begebenheiten. Ich vergas mich und meine Führerin, mein Geist und meine Augen schwärmten nur zwischen den goldnen Wolken.

Wir stiegen nun einen Hügel hinan, der mit Birken bepflanzt war, von oben sah man in ein grünes Thal voller Birken hinein, und unten mitten in den Bäumen lag eine kleine Hütte. Ein munteres Bellen kam uns entgegen, und bald sprang ein kleiner behender Hund die Alte an, und wedelte, dann kam er zu mir, besah mich von allen Seiten, und kehrte mit freundlichen Geberden zur Alten zurück.

Als wir vom Hügel hinunter gingen, hörte ich einen wunderbaren Gesang, der aus der Hütte zu kommen schien, wie von einem Vogel; es sang also:

Waldeinsamkeit
Die mich erfreut
So morgen wie heut
In ewger Zeit,
O wie mich freut
Waldeinsamkeit.

Diese wenigen Worte wurden beständig wiederholt, wenn ich es beschreiben soll, so war es fast, als wenn Waldhorn und Schallmeien ganz in der Ferne durch einander spielen.

Meine Neugier war auserordentlich gespannt; ohne dass ich auf den Befehl der Alten wartete, trat ich mit in die Hütte. Die Dämmerung war schon eingebrochen, alles war ordentlich aufgeräumt, einige Becher

standen auf einem Wandschranke, fremdartige Gefäse auf einem Tische, in einem glänzenden Käfig hing ein Vogel am Fenster, und er war es wirklich, der die Worte sang. Die Alte keichte und hustete, sie schien sich gar nicht wieder erholen zu können, bald streichelte sie den kleinen Hund, bald sprach sie mit dem Vogel, der ihr nur mit seinem gewöhnlichen Liede Antwort gab; übrigens that sie gar nicht, als wenn ich zugegen wäre. Indem ich sie so betrachtete, überlief mich mancher Schauer, denn ihr Gesicht war in einer ewigen Bewegung, indem sie dazu wie vor Alter mit dem Kopfe schüttelte, so dass ich durchaus nicht wissen konnte, wie ihr eigentliches Aussehn beschaffen war.

Als sie sich erholt hatte, zündete sie Licht an, deckte einen ganz kleinen Tisch und trug das Abendessen auf, jetzt sah sie sich nach mir um, und hies mich einen von den geflochtenen Rohrstühlen nehmen. So sas ich ihr nun gegenüber und das Licht stand zwischen uns. Sie faltete ihre knöchernen Hände nnd betete laut, indem sie ihre Gesichtsverzerrungen machte, so dass es mich beinahe wieder zum Lachen gebracht hätte; aber ich nahm mich sehr in Acht um sie nicht boshaft zu machen.

Nach dem Abendessen betete sie wieder, und dann wies sie mir in einer niedrigen und engen Kammer ein Bett an: sie schlief in der Stube. Ich blieb nicht lange munter, ich war halb betäubt, aber in der Nacht wachte ich einigemal auf, und dann hörte ich die Alte husten und mit dem Hunde sprechen, und den Vogel dazwischen, der im Traum zu sein schien, und immer

nur einzelne Worte von seinem Liede sang. Das machte mit den Birken, die vor dem Fenster rauschten, und mit dem Gesang einer entfernten Nachtigall ein so wunderbares Gemisch, dass es mir immer nicht war, als sei ich erwacht, sondern als fiele ich nur in einen andern noch seltsamern Traum.

Am Morgen weckte mich die Alte, und wies mich bald nachher zur Arbeit an. Ich musste spinnen, und ich begriff es nun auch bald, dabei hatte ich noch für den Hund und für den Vogel zu sorgen. Ich lernte mich schnell in die Wirthschaft finden, und alle Gegenstände umher wurden mir bekannt; nun war mir, als müsste alles so sein, ich dachte gar nicht mehr daran, dass die Alte etwas Seltsames an sich habe, dass die Wohnung abentheuerlich und von allen Menschen entfernt liege, und dass an dem Vogel etwas Auserordentliches sei. Seine Schönheit fiel mir zwar immer auf, denn seine Federn glänzten mit allen möglichen Farben, das schönste Hellblau und das brennendste Roth wechselten an seinem Halse und Leibe, und wenn er sang, blähte er sich stolz auf, so dass sich seine Federn noch prächtiger zeigten.

Oft ging die Alte aus und kam erst am Abend zurück, ich ging ihr dann mit dem Hunde entgegen und sie nannte mich Kind und Tochter. Ich ward ihr endlich von Herzen gut, wie sich unser Sinn denn an alles, besonders in der Kindheit, gewöhnt. In den Abendstunden lehrte sie mich lesen, ich begriff es bald, und es war nachher in meiner Einsamkeit eine Quelle von unendlichem Vergnügen, denn sie hatte einige alte geschriebene Bücher, die wunderbare Geschichten enthielten.

Die Erinnerung an meine damalige Lebensart ist mir noch bis jetzt immer seltsam : von keinem menschlichen Geschöpfe besucht, nur in einem so kleinen Familienzirkel einheimisch, denn der Hund und der Vogel machten denselben Eindruck auf mich, den sonst nur längst gekannte Freunde hervor bringen. Ich habe mich immer nicht wieder auf den seltsamen Namen des Hundes besinnen können, so oft ich ihn auch damals nannte.

Vier Jahre hatte ich so mit der Alten gelebt, und ich mochte ohngefähr zwölf Jahr alt sein, als sie mir endlich mehr vertraute, und mir ein Geheimniss entdeckte. Der Vogel legte nehmlich an jedem Tage ein Ei, in dem sich eine Perl oder ein Edelstein befand. Ich hatte schon immer bemerkt, dass sie heimlich in dem Käfige wirthschafte, mich aber nie genauer darum bekümmert. Sie trug mir jetzt das Geschäft auf, in ihrer Abwesenheit diese Eier zu nehmen und in den fremdartigen Gefäsen wohl zu verwahren. Sie lies mir meine Nahrung zurück und blieb nun länger aus, Wochen, Monate ; mein Rädchen schnurrte, der Hund bellte, der wunderbare Vogel sang und dabei war alles so still in der Gegend umher, dass ich mich in der ganzen Zeit keines Sturmwindes, keines Gewitters erinnere. Kein Mensch verirrte sich dorthin, kein Wild kam unserer Behausung nahe, ich war zufrieden und arbeitete mich von einem Tage zum andern hinüber.—Der Mensch wäre vielleicht recht glücklich, wenn er so ungestört sein Leben bis ans Ende fortführen könnte.

Aus dem wenigen, was ich las, bildete ich mir ganz wunderliche Vorstellungen von der Welt und den Men-

schen, alles war von mir und meiner Gesellschaft hergenommen: wenn von lustigen Leuten die Rede war, konnte ich sie mir nicht anders vorstellen, wie den kleinen Spitz, prächtige Damen sahen immer wie der Vogel aus, alle alte Frauen wie meine wunderliche Alte. Ich hatte auch von Liebe etwas gelesen, und spielte nun in meiner Phantasie seltsame Geschichten mit mir selber. Ich dachte mir den schönsten Ritter von der Welt, ich schmückte ihn mit allen Vortrefflichkeiten aus, ohne eigentlich zu wissen, wie er nun nach allen meinen Bemühungen aussah: aber ich konnte ein rechtes Mitleid mit mir selber haben, wenn er mich nicht wieder liebte; dann sagte ich lange rührende Reden in Gedanken her, zuweilen auch wohl laut, um ihn nur zu gewinnen.—Ihr lächelt! wir sind jetzt freilich alle über diese Zeit der Jugend hinüber.

Es war mir jetzt lieber, wenn ich allein war, denn alsdann war ich selbst die Gebieterin im Hause. Der Hund liebte mich sehr und that alles was ich wollte, der Vogel antwortete mir mit seinem Liede auf alle meine Fragen, mein Rädchen drehte sich immer munter, und so fühlte ich im Grunde nie einen Wunsch nach Veränderung. Wenn die Alte von ihren langen Wanderungen zurück kam, lobte sie meine Aufmerksamkeit, sie sagte, dass ihre Haushaltung, seit ich dazu gehöre, weit ordentlicher geführt werde, sie freute sich über mein Wachsthum und mein gesundes Aussehn, kurz, sie ging ganz mit mir wie mit einer Tochter um. Du bist brav, mein Kind; sagte sie einst zu mir mit einem schnarrenden Tone: wenn Du so fort fährst, wird es dir auch immer gut gehn: aber nie gedeiht es,

wenn man von der rechten Bahn abweicht, die Strafe folgt nach wenn auch noch so spät.—Indem sie das sagte, achtete ich eben nicht sehr darauf, denn ich war in allen meinen Bewegungen und meinem ganzen Wesen sehr lebhaft: aber in der Nacht fiel es mir wieder ein, und ich konnte nicht begreifen, was sie damit hatte sagen wollen. Ich überlegte alle Worte genau, ich hatte wohl von Reichthümern gelesen, und am Ende fiel mir ein, dass ihre Perlen und Edelsteine wohl etwas Kostbares sein könnten. Dieser Gedanke wurde mir bald noch deutlicher. Aber was konnte sie mit der rechten Bahn meinen? Ganz konnte ich den Sinn ihrer Worte noch immer nicht fassen.

Ich war jetzt vierzehn Jahr alt, und es ist ein Unglück für den Menschen, dass er seinen Verstand nur darum bekömmt um die Unschuld seiner Seele zu verlieren. Ich begriff nehmlich wohl, dass es nur auf mich ankomme, in der Abwesenheit der Alten den Vogel und die Kleinodien zu nehmen, und damit die Welt, von der ich gelesen hatte, auf zu suchen. Zugleich war es mir dann vielleicht möglich, den überaus schönen Ritter an zu treffen, der mir immer noch im Gedächtnisse lag.

Im Anfange war dieser Gedanke nichts weiter als jeder andere Gedanke, aber wenn ich so an meinem Rade sas, so kam er mir immer wider Willen zurück, und ich verlor mich so in ihm, dass ich mich schon herlich geschmückt sah, und Ritter und Prinzen um mich her. Wenn ich mich so vergessen hatte, konnte ich ordentlich betrübt werden, wenn ich wieder aufschaute, und mich in der kleinen Wohnung antraf.

Übrigens, wenn ich meine Geschäfte that, bekümmerte sich die Alte nicht weiter um mein Wesen.

An einem Tage ging meine Wirthin wieder fort, und sagte mir, dass sie diesmal länger als gewöhnlich ausbleiben werde, ich solle ja auf alles ordentlich Acht geben und mir die Zeit nicht lang werden lassen. Ich nahm mit einer gewissen Bangigkeit von ihr Abschied, denn es war mir, als würde ich sie nicht wieder sehn. Ich sah ihr lange nach und wusste selbst nicht warum ich so beängstigt war; es war fast, als wenn mein Vorhaben schon vor mir stände, ohne dessen deutlich mir bewusst zu sein.

Nie hab' ich des Hundes und des Vogels mit einer solchen Ämsigkeit gepflegt, sie lagen mir näher am Herzen als sonst. Die Alte war schon einige Tage abwesend, als ich mit dem festen Vorsatze aufstand, mit dem Vogel die Hütte zu verlassen, und die sogenannte Welt auf zu suchen. Es war mir enge und bedrängt zu Sinne, ich wünschte wieder da zu blieben, und doch war mir der Gedanke widerwärtig; es war ein seltsamer Kampf in meiner Seele, wie ein Streiten von zwei widerspänstigen Geistern in mir. In einem Augenblicke kam mir die ruhige Einsamkeit so schön vor, dann entzückte mich wieder die Vorstellung einer neuen Welt, mit allen ihren wunderbaren Manichfaltigkeiten.

Ich wusste nicht, was ich aus mir selber machen sollte, der Hund sprang mich unaufhörlich an, der Sonnenschein breitete sich munter über die Felder aus, die grünen Birken funkelten: ich hatte die Empfindung, als wenn ich etwas sehr Eiliges zu thun hätte, ich griff also den kleinen Hund, band ihn in der Stube fest,

und nahm dann den Käfig mit dem Vogel unter den Arm. Der Hund krümmte sich und winselte über diese ungewohnte Behandlung, er sah mich mit bittenden Augen an, aber ich fürchtete mich ihn mit mir zu nehmen. Noch nahm ich eins von den Gefäsen, das mit Edelsteinen angefüllt war, und steckte es zu mir, die übrigen lies ich stehn.

Der Vogel drehte den Kopf auf eine wunderliche Weise, als ich mit ihm zur Thür hinaus trat, der Hund strengte sich sehr an, mir nach zu kommen, aber er musste zurück bleiben

Ich vermied den Weg nach den wilden Felsen und ging nach der entgegengesetzen Seite. Der Hund bellte und winselte immerfort, und es rührte mich recht inniglich; der Vogel wollte einigemal zu singen anfangen, aber da er getragen ward, musste es ihm wohl unbequem fallen.

So wie ich weiter ging, hörte ich das Bellen immer schwächer, und endlich hörte es ganz auf. Ich weinte und wäre beinahe wieder umgekehrt, aber die Sucht etwas Neues zu sehn, trieb mich vorwärts.

Schon war ich über Berge und durch einige Wälder gekommen, als es Abend ward, und ich in einem Dorfe einkehren musste. Ich war sehr blöde als ich in die Schenke trat, man wies mir eine Stube und ein Bette an, ich schlief ziemlich ruhig, nur dass ich von der Alten träumte, die mir drohte.

Meine Reise war ziemlich einförmig, aber je weiter ich ging, je mehr ängstigte mich die Vorstellung von der Alten und dem kleinen Hunde; ich dachte daran, dass er wahrscheinlich ohne meine Hülfe verhungern

müsse, im Walde glaubt' ich oft die Alte würde mir plötzlich entgegen treten. So legte ich unter Thränen und Seufzern den Weg zurück; so oft ich ruhte, und den Käfig auf den Boden stellte, sang der Vogel sein wunderliches Lied, und ich erinnerte mich dabei lebhaft des schönen verlassenen Aufenthalts. Wie die menschliche Natur vergesslich ist, so glaubt' ich jetzt, meine vormalige Reise in der Kindheit sei nicht so trübseelig gewesen als meine jetzige: ich wünschte mich wieder in derselben Lage zu sein.

Ich hatte einige Edelsteine verkauft, und kam nun nach einer Wanderschaft von vielen Tagen in einem Dorfe an. Schon beim Eintritt ward mir wundersam zu Muthe, ich erschrack und wusste nicht worüber, aber bald erkannt' ich mich, denn es war dasselbe Dorf, in welchem ich geboren war. Wie ward ich überrascht! Wie liefen mir vor Freuden, wegen tausend seltsamer Erinnerungen, die Thränen von den Wangen! Vieles war verändert, es waren neue Häuser entstanden, andre die man damals erst errichtet hatte, waren jetzt verfallen, ich traf auch Brandstellen; alles war weit kleiner, gedrängter als ich erwartet hatte. Unendlich freute ich mich darauf, meine Eltern nun nach so manchen Jahren wieder zu sehn; ich fand das kleine Haus, die wohlbekannte Schwelle, der Griff der Thür war noch ganz so wie damals, es war mir, als hätte ich sie nur gestern erst angelehnt; mein Herz klopfte ungestüm, ich öffnete sie hastig,—aber ganz fremde Gesichter sasen in der Stube umher und stierten mich an. Ich fragte nach dem Schäfer Martin, und man sagte mir er sei schon seit drei Jahren mit seiner Frau ge-

storben.—Ich trat schnell zurück, und ging laut weinend aus dem Dorfe hinaus.

Ich hatte es mir so schön gedacht, sie mit meinem Reichthume zu überraschen; durch den seltsamsten Zufall war das nun wirklich geworden, was ich in der Kindheit immer nur träumte,—und jetzt war alles umsonst, sie konnten sich nicht mit mir freuen, und das, worauf ich am meisten immer im Leben gehofft hatte, war für mich auf ewig verloren.

In einer angenehmen Stadt miethete ich mir ein kleines Haus mit einem Garten, und nahm eine Aufwärterin zu mir. So wunderbar, als ich es vermuthet hatte, kam mir die Welt nicht vor, aber ich vergas die Alte und meinen ehemaligen Aufenthalt etwas mehr, und so lebt' ich im Ganzen recht zufrieden.

Der Vogel hatte schon seit lange nicht mehr gesungen; ich erschrack daher nicht wenig, als er in einer Nacht plötzlich wieder anfing, und zwar mit einem veränderten Liede. Er sang:

Waldeinsamkeit
Wie liegst du weit!
O dich gereut
Einst mit der Zeit.—
Ach einzge Freud
Waldeinsamkeit!

Ich konnte die Nacht hindurch nicht schlafen, alles fiel mir von neuem in die Gedanken, und mehr als jemals fühlt' ich dass ich Unrecht gethan hatte. Als ich aufstand, war mir der Anblick des Vogels ordentlich zuwider, er sah immer nach mir hin, und seine Gegenwart ängstigte mich. Er hörte nun mit seinem Liede gar nicht wieder auf, und er sang es lauter und schal-

lender, als er es sonst gewohnt gewesen war. Je mehr ich ihn betrachtete, je bänger machte er mich; ich öffnete endlich den Käfig, steckte die Hand hinein und fasste seinen Hals, herzhaft drückte ich die Finger zusammen, er sah mich bittend an, ich lies los, aber er war schon gestorben.—Ich begrub ihn im Garten.

Jetzt wandelte mich oft eine Furcht vor meiner Aufwärterin an, ich dachte an mich selbst zurück, und glaubte, dass sie mich auch einst berauben oder wohl gar ermorden könne.—Schon lange kannt' ich einen jungen Ritter, der mir überaus gefiel, ich gab ihm meine Hand,—und hiermit, Herr Walther, ist meine Geschichte geendigt.

Ihr hättet sie damals sehn sollen, fiel Eckbert hastig ein,—ihre Jugend, ihre Schönheit, und welch einen unbegreiflichen Reiz ihr ihre einsame Erziehung gegeben hatte. Sie kam mir vor wie ein Wunder, und ich liebte sie ganz unbeschreiblich. Ich hatte kein Vermögen, aber durch ihre Liebe kam ich in diesen Wohlstand; wir zogen hieher, und unsre Verbindung hat uns bis jetzt noch keinen Augenblick gereut.—

Aber über unser Schwatzen, fing Bertha wieder an, ist es schon tief in die Nacht geworden,—wir wollen uns schlafen legen.

Sie stand auf und ging nach ihrer Kammer. Walther wünschte ihr mit einem Handkusse eine gute Nacht, und sagte: Edle Frau, ich danke Euch, ich kann mir Euch recht vorstellen, mit dem seltsamen Vogel, und wie Ihr den kleinen *Strohmian* füttert.

Auch Walther legte sich schlafen, nur Eckbert ging noch unruhig im Saale auf und ab.—Ist der Mensch

nicht ein Thor? fing er endlich an: ich bin erst die Veranlassung, dass meine Frau ihre Geschichte erzählt, und jetzt gereut mich diese Vertraulichkeit!— Wird er sie nicht missbrauchen? Wird er sie nicht andern mittheilen? Wird er nicht vielleicht, denn das ist die Natur des Menschen, eine unseelige Habsucht nach unsern Edelgesteinen empfinden, und deswegen Plane anlegen und sich verstellen?

Es fiel ihm ein, dass Walther nicht so herzlich von ihm Abschied genommen hatte, als es nach einer solchen Vertraulichkeit wohl natürlich gewesen wäre. Wenn die Seele erst einmal zum Argwohn gespannt ist, so trifft sie auch in allen Kleinigkeiten Bestätigungen an. Dann warf sich Eckbert wieder sein unedles Misstrauen gegen seinen wackern Freund vor, und konnte doch nicht davon zurück kehren. Er schlug sich die ganze Nacht mit diesen Vorstellungen herum, und schlief nur wenig.

Bertha war krank und konnte nicht zum Frühstück erscheinen: Walther schien sich nicht viel darum zu kümmern, und verlies auch den Ritter ziemlich gleichgültig. Eckbert konnte sein Betragen nicht begreifen: er besuchte seine Gattin, sie lag in einer Fieberhitze und sagte, die Erzählung in der Nacht müsse sie auf diese Art gespannt haben.

Seit diesem Abend besuchte Walther nur selten die Burg seines Freundes, und wenn er auch kam, ging er nach einigen unbedeutenden Worten wieder weg. Eckbert ward durch dieses Betragen im äussersten Grade gepeinigt; er lies sich zwar gegen Bertha und Walther nichts davon merken, aber jeder musste doch seine innerliche Unruhe an ihm gewahr werden.

Mit Berthas Krankheit ward es immer bedenklicher, der Arzt ward ängstlich, die Röthe von ihren Wangen war verschwunden, und ihre Augen wurden immer glühender.—An einem Morgen lies sie ihren Mann an ihr Bette rufen, die Mägde mussten sich entfernen.

Lieber Mann, fing sie an, ich muss dir etwas entdecken, das mich fast um meinen Verstand gebracht hat, das meine Gesundheit zerrüttet, so eine unbedeutende Kleinigkeit es auch an sich scheinen möchte.—Du weist dass ich mich immer nicht, so oft ich von meiner Kindheit sprach, trotz aller angewandten Mühe auf den Namen des kleinen Hundes besinnen konnte, mit welchem ich so lange umging; an jenem Abend sagte Walther beim Abschiede plötzlich zu mir: ich kann mir euch recht vorstellen, wie Ihr den kleinen *Strohmian* füttert. Ist das Zufall? Hat er den Namen errathen, weis er ihn und hat er ihn mit Vorsatz genannt? Und wie hängt dieser Mensch dann mit meinem Schicksale zusammen? Zuweilen kämpfe ich mit mir, als ob ich mir diese Seltsamkeit nur einbilde, aber es ist gewiss, nur zu gewiss. Ein gewaltiges Entsetzen befiel mich, als mir ein fremder Mensch so zu meinen Erinnerungen half. Was sagst du, Eckbert?

Eckbert sah seine leidende Gattin mit einem tiefen Gefühle an, er schwieg und dachte bei sich nach, dann sagte er ihr einige tröstende Worte und verlies sie. In einem abgelegenem Gemache ging er in unbeschreiblicher Unruhe auf und ab. Walther war seit vielen Jahren sein einziger Umgang gewesen, und doch war dieser Mensch jetzt der einzige in der Welt, dessen Dasein ihn drückte und peinigte. Es schien ihm, als würde

ihm froh und leicht sein, wenn nur dieses einzige Wesen aus seinem Wege gerückt werden könnte. Er nahm seine Armbrust um sich zu zerstreuen und auf die Jagd zu gehn.

Es war ein rauher stürmischer Wintertag, tiefer Schnee lag auf den Bergen und bog die Zweige der Bäume nieder. Er streifte umher, der Schweis stand ihm auf der Stirne, er traf auf kein Wild, und das vermehrte seinen Unmuth. Plötzlich sah er sich etwas in der Ferne bewegen, es war Walther, der Moos von den Bäumen sammelte; ohne zu wissen was er that legte er an, Walther sah sich um, und drohte mit einer stummen Gebehrde, aber indem flog der Bolzen ab, und Walther stürzte nieder.

Eckbert fühlte sich leicht und beruhigt, und doch trieb ihn ein Schauder nach seiner Burg zurück; er hatte einen grosen Weg zu machen, denn er war weit hinein in die Wälder verirrt.—Als er ankam, war Bertha schon gestorben; sie hatte vor ihrem Tode noch viel von Walther und der Alten gesprochen.

Eckbert lebte nun eine lange Zeit in der grösten Einsamkeit; er war schon sonst immer schwermüthig gewesen, weil ihn die seltsame Geschichte seiner Gattin beunruhigte, und er irgend einen unglücklichen Vorfall, der sich ereignen könnte, befürchtete: aber jetzt war er ganz mit sich zerfallen. Die Ermordung seines Freundes stand ihm unaufhörlich vor Augen, er lebte unter ewigen innern Vorwürfen.

Um sich zu zerstreuen, begab er sich zuweilen nach der nächsten grosen Stadt, wo er Gesellschaften und Feste besuchte. Er wünschte durch irgend einen

Freund die Leere in seiner Seele aus zu füllen, und wenn er dann wieder an Walther zurück dachte, so erschrack er vor dem Gedanken, einen Freund zu finden, denn er war überzeugt, dass er nur unglücklich mit jedwedem Freunde sein könne. Er hatte so lange mit Bertha in einer schönen Ruhe gelebt, die Freundschaft Walthers hatte ihn so manches Jahr hindurch beglückt, und jetzt waren beide so plötzlich dahin gerafft, dass ihm sein Leben in manchen Augenblicken mehr wie ein seltsames Mährchen, als wie ein wirklicher Lebenslauf erschien.

Ein junger Ritter, *Hugo*, schloss sich an den stillen betrübten Eckbert, und schien eine warhafte Zuneigung gegen ihn zu empfinden. Eckbert fand sich auf eine wunderbare Art überrascht, er kam der Freundschaft des Ritters um so schneller entgegen, je weniger er sie vermuthet hatte. Beide waren nun häufig beisammen, der Fremde erzeigte Eckbert alle möglichen Gefälligkeiten, einer ritt fast nicht mehr ohne den andern aus, in allen Gesellschaften trafen sie sich, kurz, sie schienen unzertrennlich.

Eckbert war immer nur auf kurze Augenblicke froh, denn er fühlte es deutlich, dass ihn Hugo nur aus einem Irrthume liebe: jener kannte ihn nicht, wusste seine Geschichte nicht, und er fühlte wieder denselben Drang, sich ihm ganz mit zu theilen, damit er versichert sein könne, ob jener auch wahrhaft sein Freund sei. Dann hielten ihn wieder Bedenklichkeiten und die Furcht verabscheut zu werden, zurück. In manchen Stunden war er so sehr von seiner Nichtswürdigkeit überzeugt, dass er glaubte, kein Mensch könne ihn

seiner Achtung würdigen, für den er nicht ein völliger Fremdling sei. Aber dennoch konnte er sich nicht widerstehn; auf einem einsamen Spazierritte endeckte er seinem Freunde seine ganze Geschichte, und fragte ihn dann, ob er wohl einen Mörder lieben könne. Hugo war gerührt, und suchte ihn zu trösten; Eckbert folgte ihm mit leichterm Herzen zur Stadt.

Es schien aber seine Verdammniss zu sein, gerade in der Stunde des Vertrauens Argwohn zu schöpfen, denn kaum waren sie in den Saal getreten, als ihm beim Schein der vielen Lichter die Mienen seines Freundes nicht gefielen. Er glaubte ein hämisches Lächeln zu bemerken, es fiel ihm auf, dass er nur wenig mit ihm spreche, dass er mit den Anwesenden viel rede, und seiner gar nicht zu achten scheine. Ein alter Ritter war in der Gesellschaft, der sich immer als den Gegner Eckberts gezeigt, und sich oft nach seinem Reichthum und seiner Frau auf eigne Weise erkundigt hatte; zu diesem gesellte sich Hugo, und beide sprachen eine Zeitlang heimlich, indem sie nach Eckbert hindeuteten. Dieser sah jetzt seinen Argwohn bestätigt, er glaubte sich verrathen, und eine schreckliche Wuth bemeisterte sich seiner. Indem er noch immer hinstarrte, sah er plötzlich Walthers Gesicht, alle seine Mienen, die ganze, ihm so wohl bekannte Gestalt, er sah noch immer hin und ward überzeugt, dass Niemand als *Walther*, mit dem Alten spreche.—Sein Entsetzen war unbeschreiblich; auser sich stürzte er hinaus, verlies noch in der Nacht die Stadt, und kehrte nach vielen Irrwegen auf seine Burg zurück.

Wie ein unruhiger Geist eilte er jetzt von Gemach zu Gemach, kein Gedanke hielt ihm Stand, er verfiel von entsetzlichen Vorstellungen auf noch entsetzlichere, und kein Schlaf kam in seine Augen. Oft dachte er, dass er wahnsinnig sei, und sich nur selber durch seine Einbildung alles erschaffe; dann erinnerte er sich wieder der Züge Walthers und alles war ihm immer mehr ein Räthsel. Er beschloss eine Reise zu machen, um seine Vorstellungen wieder zu ordnen; den Gedanken an Freundschaft, den Wunsch nach Umgang hatte er nun auf ewig aufgegeben.

Er zog fort, ohne sich einen bestimmten Weg vor zu setzen, ja er betrachtete die Gegenden nur wenig, die vor ihm lagen. Als er im stärksten Trabe seines Pferdes einige Tage so fort geeilt war, sah er sich plötzlich in einem Gewinde von Felsen verirrt, in denen sich nirgend ein Ausweg entdecken lies. Endlich traf er auf einen alten Bauer, der ihm einen Pfad, einem Wasserfall vorüber, zeigte: er wollte ihm zur Danksagung einige Münzen geben, der Bauer aber schlug sie aus.——Was gilts, sagte Eckbert zu sich selber, ich könnte mir wieder einbilden, dass dies Niemand anders als Walther sei?—Und indem sah er sich noch einmal um, und es war Niemand anders als Walther.—Eckbert spornte sein Ross so schnell es nur laufen konnte, durch Wiesen und Wälder, bis es erschöpft unter ihm zusammen stürzte.—Unbekümmert darüber setzte er nun seine Reise zu Fus fort.

Er stieg träumend einen Hügel hinan; es war, als wenn er ein nahes munteres Bellen vernahm, Birken

säuselten dazwischen, und er hörte mit wunderlichen Tönen ein Lied singen:

Waldeinsamkeit
Mich wieder freut,
Mir geschieht kein Leid,
Hier wohnt kein Neid,
Von neuem mich freut
Waldeinsamkeit.

Jetzt war es um das Bewusstsein, um die Sinne Eckberts geschehn; er konnte sich nicht aus dem Räthsel heraus finden, ob er jetzt träume, oder ehemals von einem Weibe Bertha geträumt habe; das Wunderbarste vermischte sich mit dem Gewöhnlichsten, die Welt um ihn her war verzaubert, und er keines Gedankens, keiner Erinnerung mächtig.

Eine krummgebückte Alte schlich hustend mit einer Krücke den Hügel heran. Bringst du mir meinen Vogel? Meine Perlen? Meinen Hund? schrie sie ihm entgegen. Siehe, das Unrecht bestraft sich selbst: Niemand als ich war dein Freund Walther, dein Hugo.—

Gott im Himmel! sagte Eckbert stille vor sich hin, —in welcher entsetzlichen Einsamkeit hab' ich dann mein Leben hingebracht!——

Und Bertha war deine Schwester.

Eckbert fiel zu Boden.

Warum verlies sie mich tückisch? Sonst hätte sich alles gut und schön geendet, ihre Probezeit war ja schon vorüber. Sie war die Tochter eines Ritters, die er bei einem Hirten erziehn lies, die Tochter deines Vaters.

Warum hab' ich diesen schrecklichen Gedanken immer geahndet? rief Eckbert aus.

Weil du in früher Jugend deinen Vater einst davon erzählen hörtest; er durfte seiner Frau wegen diese Tochter nicht bei sich erziehn lassen, denn sie war von einem andern Weibe.—

Eckbert lag wahnsinnig und verscheidend auf dem Boden: dumpf und verworren hörte er die Alte sprechen, den Hund bellen, und den Vogel sein Lied wiederholen.

HOFFMANN.

JOHANNES KREISLERS DES KAPELLMEISTERS MUSIKALISCHE LEIDEN.

(Phantasiestücke in Callot's Manier Th. I.)

Sie sind Alle fortgegangen.—Ich hätt' es an dem Zischeln, Scharren, Räuspern, Brummen durch alle Tonarten bemerken können; es war ein wahres Bienennest, das vom Stocke abzieht, um zu schwärmen. Gottlieb hat mir neue Lichter aufgesteckt und eine Flasche Burgunder auf das Fortepiano hingestellt. Spielen kann ich nicht mehr, denn ich bin ganz ermattet; daran ist mein alter herlicher Freund hier auf dem Notenpulte Schuld, der mich schon wieder einmal, wie Mephistopheles den Faust auf seinem Mantel, durch die Lüfte getragen hat, und so hoch, dass ich die Menschlein unter mir nicht sah und merkte, unerachtet sie tollen Lärm genug gemacht haben mögen,— Ein hundsvöttischer, nichtswürdig vergeudeter Abend! Aber jetzt ist mir wohl und leicht.—Hab' ich doch gar während des Spielens meinen Bleistift hervorgezogen, und Seite 63 unter dem letzten System ein paar gute Ausweichungen in Ziffern notirt mit der rechten Hand, während die Linke im Strome der Töne fortarbeitete! Hinten auf der leeren Seite fahr' ich schreibend fort. Ich verlasse Ziffern und Töne, und mit wahrer Lust, wie der genesene Kranke, der nun nicht aufhören kann zu erzählen was er gelitten, notire ich hier umständ-

lich die höllischen Qualen des heutigen Thees. Aber nicht für mich allein, sondern für alle, die sich hier zuweilen an meinem Exemplar der Johann Sebastian Bachschen Variationen für das Klavier, erschienen bei Nägeli in Zürich, ergötzen und erbauen, bei dem Schluss der 30sten Variation meine Ziffern finden, und, geleitet von dem grosen lateinischen *Verte* (ich schreib es gleich hin, wenn meine Klageschrift zu Ende ist,) das Blatt umwenden und lesen. Diese errathen gleich den wahren Zusammenhang; sie wissen, dass der geheime Rath Röderlein hier ein ganz scharmantes Haus macht, und zwei Töchter hat, von denen die ganze elegante Welt mit Enthusiasmus behauptet, sie tanzten wie die Göttinnen, sprächen französisch wie die Engel, und spielten und sängen und zeichneten wie die Musen. Der geheime Rath Röderlein ist ein reicher Mann; er führt bei seinen vierteljährigen Dinés die schönsten Weine, die feinsten Speisen, alles ist auf den elegantesten Fus eingerichtet, und wer sich bei seinen Thees nicht himmlisch amüsirt, hat keinen Ton, keinen Geist, und vornehmlich keinen Sinn für die Kunst. Auf diese ist es nämlich auch abgesehen; neben dem Thee, Punsch, Wein, Gefrornen &c. wird auch immer etwas Musik präsentirt, die von der schönen Welt ganz gemüthlich so wie jenes eingenommen wird. Die Einrichtung ist so: nachdem jeder Gast Zeit genug hat, eine beliebige Zahl Tassen Thee zu trinken, und nachdem zweimal Punsch und Gefrornes herumgegeben worden ist, rücken die Bedienten die Spieltische heran für den älteren, solideren Theil der Gesellschaft, der dem musikalischen das Spiel mit Karten vorzieht,

welches auch in der That nicht solchen unnützen Lärm macht und wo nur einiges Geld erklingt.—Auf dies Zeichen schiest der jüngere Theil der Gesellschaft auf die Fräuleins Röderlein zu; es entsteht ein Tumult, in dem man die Worte unterscheidet: Schönes Fräulein, versagen Sie uns nicht den Genuss ihres himmlischen Talents—o singe etwas, meine Gute.—Nicht möglich—Catarrh—der letzte Ball—nichts eingeübt.—O bitte, bitte—wir flehen &c. Gottlieb hat unterdessen den Flügel geöffnet und das Pult mit dem wohlbekannten Notenbuche beschwert. Vom Spieltisch herüber ruft die gnädige Mama: *chantez donc, mes enfans!* Das ist das Stichwort *meiner* Rolle; ich stelle mich an den Flügel und im Triumph werden die Röderleins an das Instrument geführt. Nun entsteht wieder eine Differenz: keine will zuerst singen. "Du weist, liebe Nanette, wie entsetzlich heiser ich bin"—"'Bin ich es denn weniger, liebe Marie?'"—"Ich singe so schlecht."—"'O Liebe, fange nur an &c.'" Mein Einfall, (ich habe ihn jedesmal!) Beide möchten mit einem Duo anfangen, wird gewaltig beklatscht, das Buch durchblättert, das sorgfältig eingeschlagene Blatt endlich gefunden, und nun geht's los: *Dolce dell' anima, etc.*—Das Talent der Fräulein Röderlein ist wirklich nicht das geringste. Ich bin nun fünf Jahre hier und viertehalb Jahre im Röderleinschen Hause Lehrer; für diese kurze Zeit hat es Fräulein Nanette dahin gebracht, dass sie eine Melodie, die sie nur zehnmal im Theater gehört und am Klavier dann höchstens noch zehnmal durchprobirt hat, so wegsingt, dass man gleich weis, was es sein soll. Fräulein Marie fasst es schon

beim achten Mal, und wenn sie öfters einen Viertelston tiefer steht, als das Piano, so ist das bei solch' niedlichem Gesichtlein und den ganz leidlichen Rosenlippen am Ende wohl zu ertragen.—Nach dem Duett allgemeiner Beifallschorus! Nun wechseln Arietten und Duettino's, und ich hämmere das tausendmal geleierte Accompagnement frisch darauf los. Während des Gesanges hat die Finanzräthin Eberstein durch Räuspern und leises Mitsingen zu verstehen geben: ich singe auch. Fräulein Nanette spricht: Aber liebe Finanzräthin, nun musst du uns auch deine göttliche Stimme hören lassen. Es entsteht ein neuer Tumult. Sie hat den Catarrh—sie kann nichts auswendig!—Gottlieb bringt zwei Arme voll Musikalien herangeschleppt; da wird geblättert und geblättert. Erst will sie singen: der Hölle Rache u. s. f. dann: Hebe, sieh u. s. f. dann: Ach ich liebte. In der Angst schlage ich vor: Ein Veilchen auf der Wiese. Aber sie ist für's grose Genre, sie will sich zeigen, es bleibt bei der Constanze.—O schreie du, quieke, miaue, gurgle, stöhne, ächze, tremulire, quinkelire nur recht munter: ich habe den Fortissimo-Zug getreten und orgle mich taub.—O Satan, Satan! welcher deiner höllischen Geister ist in diese Kehle gefahren, der alle Töne zwickt und zwängt und zerrt. Vier Saiten sind schon gesprungen, ein Hammer ist invalid. Meine Ohren gellen, mein Kopf dröhnt, meine Nerven zittern. Sind denn alle unreine Töne kreischender Marktschreier-Trompeten in diesen kleinen Hals gebannt?—Das hat mich angegriffen—ich trinke ein Glas Burgunder!—Man applaudirte unbändig, und Jemand bemerkte, die

Finanzräthin und Mozart hätten mich sehr ins Feuer gesetzt. Ich lächelte mit niedergeschlagenen Augen, recht dumm, wie ich wohl merkte. Nun erst regen sich alle Talente, bisher im Verborgenen blühend, und fahren wild durch einander. Es werden musikalische Excesse beschlossen: Ensembles, Finalen, Chöre sollen aufgeführt werden. Der Canonicus Kratzer singt bekanntlich einen himmlischen Bass, wie der Tituskopf dort bemerkt, der selbst bescheiden anführt, er sei eigentlich nur ein zweiter Tenor, aber freilich Mitglied mehrerer Sing-Akademien. Schnell wird alles zum ersten Chor aus dem Titus organisirt. Das ging ganz herlich! Der Canonicus, dicht hinter mir stehend, donnerte über meinem Haupte den Bass, als säng' er mit obligaten Trompeten und Pauken in der Domkirche; er traf die Noten herlich, nur das Tempo nahm er in der Eil fast noch einmal so langsam. Aber treu blieb er sich wenigstens in so fern, dass er durchs ganze Stück immer einen halben Takt nachschleppte. Die Übrigen äuserten einen entschiedenen Hang zur antiken griechischen Musik, die bekanntlich, die Harmonie nicht kennend, im Unisono ging: sie sangen Alle die Oberstimme, mit kleinen Varianten aus zufälligen Erhöhungen und Erniedrigungen etwa um einen Viertelston. Diese etwas geräuschvolle Production erregte eine allgemeine tragische Spannung, nämlich einiges Entsetzen, sogar an den Spieltischen, die für den Moment nicht so wie zuvor melodramatisch mitwirken konnten durch in die Musik eingeflochtene declamatorische Sätze: z. B. Ach ich liebte—acht und vierzig—war so glücklich—ich passe—kannte nicht—Whist—der Liebe Schmerz

—in der Farbe &c.—Es nahm sich recht artig aus.— (Ich schenke mir ein.) Das war die höchste Spitze der heutigen musikalischen Exposition: nun ist's aus! So dacht' ich, schlug das Buch zu und stand auf. Da tritt der Baron, mein antiker Tenorist, auf mich zu und sagt: O bester Hr. Kapellmeister, Sie sollen ganz himmlisch fantasiren; o fantasiren Sie uns doch Eins! nur ein wenig! ich bitte! Ich versetzte ganz trocken, die Fantasie sei mir heute rein ausgegangen; und indem wir so darüber sprechen, hat ein Teufel in der Gestalt eines Elegants mit zwei Westen im Nebenzimmer unter meinem Hut die Bachschen Variationen ausgewittert; der denkt, es sind so Variatiönchen: *nel cor mi non più sento—Ah vous dirai-je, maman, etc.* und will haben, ich soll darauf losspielen. Ich weigere mich: da fallen sie Alle über mich her. Nun so hört zu und berstet vor Langweile, denk ich, und arbeite drauf los. Bei Nro. 3. entfernten sich mehrere Damen, verfolgt von Titusköpfen. Die Röderleins, weil der Lehrer spielte, hielten nicht ohne Qual aus bis Nro. 12. Nro. 15. schlug den Zweiwesten-Mann in die Flucht. Aus ganz übertriebener Höflichkeit blieb der Baron bis Nro. 30. und trank blos viel Punsch aus, den Gottlieb für mich auf den Flügel stellte. Ich hätte glücklich geendet, aber diese Nro. 30, das Thema, riss mich unaufhaltsam fort. Die Quartblätter dehnten sich plötzlich aus zu einem Riesenfolio, wo tauseud Imitationen und Ausführungen jenes Thema's geschrieben standen, die ich abspielen musste. Die Noten wurden lebendig und flimmerten und hüpften um mich her— elektrisches Feuer fuhr durch die Fingerspitzen in die

Tasten—der Geist, von dem es ausströmte, überflügelte die Gedanken—der ganze Saal hing voll dichten Dufts, in dem die Kerzen düstrer und düstrer brannten—zuweilen sah eine Nase heraus, zuweilen ein paar Augen: aber sie verschwanden gleich wieder. So kam es, dass ich allein sitzen blieb mit meinem Sebastian Bach, und von Gottlieb wie von einem *spiritu familiari* bedient wurde!—Ich trinke!—Soll man denn ehrliche Musiker so quälen mit Musik, wie ich heute gequält worden bin und so oft gequält werde? Wahrhaftig, mit keiner Kunst wird so viel verdammter Missbrauch getrieben, als mit der herrlichen, heiligen Musica, die in ihrem zarten Wesen so leicht entweiht wird! Habt ihr wahres Talent, wahren Kunstsinn: gut, so lernt Musik, leistet was der Kunst Würdiges, und gebt dem Geweihten Euer Talent hin im rechten Mas. Wollt ihr ohne das quinkeliren: nun so thut's für Euch und unter Euch, und quält nicht damit den Kapellmeister Kreisler und Andere.—Nun könnte ich nach Hause gehen und meine Klavier-Sonate vollenden; aber es ist noch nicht eilf Uhr und eine schöne Sommernacht. Ich wette, neben mir beim Oberjägermeister sitzen die Mädchen am offnen Fenster und schreien mit kreischender, gellender, durchbohrender Stimme zwanzigmal: Wenn mir dein Auge strahlet—aber immer nur die erste Strophe, in die Strafe hinein. Schräg über martert einer die Flöte und hat dabei Lungen wie Rameau's Neffe, und in langen, langen Tönen macht der Nachbar Hornist akustische Versuche. Die zahlreichen Hunde der Gegend werden unruhig, und meines Hauswirths Kater, aufgeregt durch jenes süse Duett, macht

dicht neben meinem Fenster (es versteht sich, dass mein musikalisch-poetisches Laboratorium ein Dachstübchen ist), der Nachbars-Katze, in die er seit dem März verliebt ist, die chromatische Scala hinaufjammernd, zärtliche Geständnisse. Nach eilf Uhr wird es ruhiger; so lange bleib' ich sitzen, da ohnedies noch weisses Papier und Burgunder vorhanden, von dem ich gleich etwas geniese.—Es giebt, wie ich gehört habe, ein altes Gesetz, welches lärmenden Handwerkern verbietet, neben Gelehrten zu wohnen: sollten denn arme bedrängte Komponisten, die noch dazu aus ihrer Begeisterung Gold münzen müssen, um ihren Lebensfaden weiter zu spinnen, nicht jenes Gesetz auf sich anwenden und die Schreihälse und Dudler aus ihrer Nähe verbannen können? Was würde der Mahler sagen, dem man, indem er ein Ideal mahlte, lauter heterogene Fratzen-Gesichter vorhalten wollte! Schlösse er die Augen, so würde er wenigstens ungestört das Bild in der Fantasie fortsetzen. Baumwolle in den Ohren hilft nicht, man hört doch den Mordspektakel; und dann die Idee, schon die Idee: jetzt singen sie—jetzt kommt das Horn u. s. w. der Teufel holt die sublimsten Gedanken!—Das Blatt ist richtig vollgeschrieben; auf dem vom Titel umgeschlagenen weissen Streifen will ich nur noch bemerken, warum ich hundert Mal es mir vornahm, mich nicht mehr bei dem geheimen Rath quälen zu lassen, und warum ich hundert Mal meinen Vorsatz brach.—Freilich ist es Röderlein's herliche Nichte, die mich mit Banden an dies Haus fesselt, welche die Kunst geknüpft hat. Wer einmal so glücklich war, die Schlussscene der Gluckschen Armida,

oder die grose Scene der Donna Anna im Don Giovanni von Fräulein Amalien zu hören, der wird begreifen, dass eine Stunde mit ihr am Piano Himmelsbalsam in die Wunden giest, welche alle Misstöne des ganzen Tages mir gequältem musikalischen Schulmeister schlugen. Röderlein, welcher weder an die Unsterblichkeit der Seele, noch an den Takt glaubt, hält sie für gänzlich unbrauchbar für die höhere Existenz in der Theegesellschaft, da sie in dieser durchaus nicht singen will, und denn doch wieder vor ganz gemeinen Leuten, z. B. simplen Musikern, mit einer Anstrengung singt, die ihr gar nicht einmal taugt: denn ihre langen, gehaltenen, schwellenden Harmonika-Töne, welche mich in den Himmel tragen, hat sie, wie Röderlein meint, offenbar der Nachtigall abgehorcht, die eine unvernünftige Creatur ist, nur in Wäldern lebt und von dem Menschen, dem vernünftigen Herrn der Schöpfung, nicht nachgeahmt werden darf. Sie treibt ihre Rücksichtslosigkeit so weit, dass sie sich zuweilen sogar von Gottlieb auf der Violine accompagniren lässt, wenn sie Beethovensche oder Mozartsche Sonaten, aus denen kein Theeherr und Whistiker klug werden kann, auf dem Piano spielt.—Das war das letzte Glas Burgunder.—Gottlieb putzt mir die Lichter und scheint sich zu wundern über mein ämsiges Schreiben.—Man hat ganz Recht, wenn man diesen Gottlieb erst sechzehn Jahr alt schätzt. Das ist ein herliches, tiefes Talent. Warum starb aber auch der Papa Thorschreiber so früh; und musste denn der Vormund den Jungen in die Liverei stecken?—Als Rode hier war, lauschte Gottlieb im Vorzimmer, das Ohr an die Saalthüre gedrückt, und

spielte ganze Nächte; am Tage ging er sinnend, träumend umher, und der rothe Fleck am linken Backen ist ein treuer Abdruck des Solitairs am Finger der Röderlein'schen Hand, die, wie man durch sanftes Streicheln den somnambülen Zustand hervorbringt, durch starkes Schlagen ganz richtig entgegengesetzt wirken wollte. Nebst andern Sachen habe ich ihm die Sonaten von Corelli gegeben; da hat er unter den Mäusen in dem alten Österleinschen Flügel auf dem Boden gewüthet, bis keine mehr lebte, und mit Röderlein's Erlaubniss auch das Instrument auf sein kleines Stübchen translocirt.—Wirf ihn ab, den verhassten Bedientenrock, ehrlicher Gottlieb! und lass mich nach Jahren dich als den wackern Künstler an mein Herz drücken, der du werden kannst mit deinem herlichen Talent, mit deinem tiefen Kunstsinn!—Gottlieb stand hinter mir und wischte sich die Thräuen aus den Augen, als ich diese Worte laut aussprach.—Ich drückte ihm schweigend die Hand, wir gingen hinauf und spielten die Sonaten von Corelli.

II.

POETISCHER THEIL.

FRIEDRICH SCHILLER.

DAS MÄDCHEN AUS DER FREMDE.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wusste nicht, woher sie kam,
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseeligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, *jenem* Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste,
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

DIE THEILUNG DER ERDE.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu, nehmt, sie soll euer sein.
Euch schenk ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen,
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Strasen,
Und spricht: der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! So soll denn ich allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So lies er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun! spricht Zeus, die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

DIE WORTE DES WAHNS.

Drei Worte hört man bedeutungschwer
Im Munde der Guten und Besten.
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang er die Schatten zu haschen sucht.

So lang' er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen,—
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

So lang' er glaubt, dass das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde.
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde,
Er ist ein Fremdling, er wandert aus,
Und suchet ein unvergänglich Haus.

So lang' er glaubt, dass dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen,
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum edle Seele, entreiss dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch, das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht drausen, da sucht es der Thor,
Es ist *in* dir, du bringst es ewig hervor.

DIE WORTE DES GLAUBENS.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von ausen her,
Das Herz nur giebt davon Kunde,
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist *frei* geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Lasst euch nicht irren des Pöbels Geschrei,

Nicht den Missbrauch rasender Thoren.
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von ausen her,
Euer Innres giebt davon Kunde,
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

RITTER TOGGENBURG.

BALLADE.

" Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet euch dies Herz,
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.

Ruhig mag ich euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn.
Euret Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn."

Und er hörts mit stummem Harme,
Reisst sich blutend los,
Presst sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Ross,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz,
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Grose Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm,
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselman,
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verlässt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,

Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
"Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut,
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut."

Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloss,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Ross,
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und erbaut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Sas er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so sas er viele Tage,
Sas viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang.

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig engelmild.
Und so sas er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antliz sah.

WÜRDE DER FRAUEN.

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier,
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Unstät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.

Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt,
Rastlos durch entleg'ne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleis,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und stolz sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,

Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin,
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Thau.

In der Männer Herschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht,
Mit dem Schwert beweist der Scythe
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichsten Form zu umfassen,
Und vereinen was ewig sich flieht.

RÄTHSEL.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es giebt sich selber Licht und Glanz,
Ein and'res ists zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.

Im engsten Raum ists ausgeführet,
Der kleinste Rahmen fasst es ein,
Doch alle Gröse die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

DAS DISTICHON.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

QUELLE DER VERJÜNGUNG.

Glaubt mir, es ist kein Mährchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunst.

DAS KIND IN DER WIEGE.

Glucklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

ERWARTUNG UND ERFÜLLUNG.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still, auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

WEIBLICHES URTHEIL.

Männer richten nach Gründen; des Weibes Urtheil ist seine
Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

DAS HÖCHSTE.

Suchst du das Höchste, das Gröste? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend—das ists!

BILDER AUS DER ALPENWELT.

(Wilhelm Tell, 1. Aufzug. Gegend am Vierwaldstädter See, Schwytz gegenüber.)

FISCHERKNABE singt im Kahn.
(Melodie des Kuhreihens.)

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen
Wie Flöten so süs,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies,

Und wie er erwachet in seeliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust,
Und es ruft aus den Tiefen.
Lieb Knabe, bist *mein*!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh ihn herein.

HIRT (auf dem Berge.)
(Variation des Kuhreihens.)

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muss scheiden;
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fliesen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muss scheiden!
Der Sommer ist hin.

ALPENJÄGER
(erscheint gegenüber auf der Höhe des Felsen.)
(Zweite Variation.)

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichem Weg;
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;

Und unter den Füsen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr:
Durch den Riss nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

MARIA STUART.

(3. Aufz. Gegend in einem Park; vorn mit Bäumen besetzt, hinten eine weite Aussicht. *Maria* tritt in schnellem Lauf hinter den Bäumen hervor.)

MARIA.

Lass mich der neuen Freiheit geniesen,
Lass mich ein Kind sein, sei es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finstern Gefängniss entstiegen,
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Lass mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft.
O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verstecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen,
Warum aus meinem süsen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsschoos?
Die Blicke, frei und fessellos,
Ergehen sich in ungemessnen Räumen,
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Gränze an,

Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.

Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüset mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan.

Dort legt ein Fischer den Nachen an!
Dieses elende Fahrzeug könnte mich retten,
Brächte mich schnell zu befreundeten Städten.
Spärlich nährt es den dürftigen Mann,
Beladen wollt ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug sollt' er thun, wie er keinen gethan,
Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen,
Nähm' er mich ein in den rettenden Kahn.

Hörst du das Hifthorn? Hörst du's klingen,
Mächtigen Rufes, durch Feld und Hain?
Ach, auf das muthige Ross mich zu schwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reihn!
Noch mehr, o die bekannte Stimme,
Schmerzlich süser Erinnerung voll.
Oft vernahm sie mein Ohr mit Freuden,
Auf des Hochlands bergigen Haiden,
Wenn die tobende Jagd erscholl.

JUNGFRAU VON ORLEANS.

Johanna's Lebewohl.

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl.
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Plätze aller meiner stillen Freuden,
Euch lass ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer, auf der Heiden!
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar;
Denn eine andre Herde muss ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederlies,
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben *Isai's*,
Den Hirten, sich zum Streiter ausersehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
"Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen.

"In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust;
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.

"Denn wenn im Kampf die Muthigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Überwinder niederschlagen;
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen,
Und Rheims befrein und deinen König krönen!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheisen:
Er sendet mir den Helm, er kommt von *ihm*,
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim,
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reissen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm;
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtross steigt und die Trompeten klingen.

DIE DEUTSCHE MUSE.

Kein Augustisch Alter blühte
Keines Medizäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst,

Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem grösten deutschen Sohne,
Von des grosen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt,
Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Werth.

Darum steigt in höhern Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang,
Und in eig'ner Fülle schwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.

GÖTHE.

DER SÄNGER.

Was hör' ich drausen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Lass den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprachs, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Lasst mir herein den Alten!

Gegrüset seid mir, edle Herrn,
Gegrüst ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herlichkeit
Schliest, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Lies, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gib mir nicht!
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und lass ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet!
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Lass mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O, Trank voll süser Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

ERLKÖNIG.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er fasst ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.—

"Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?—
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind.—

"Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düsteren Ort?
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.—

"Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."—
Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!—

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

DER FISCHER.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer sas daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut,
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach! wüsstest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist.
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fus;

Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Grus.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

BERGSCHLOSS.

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloss,
Wo, hinter Thoren und Thüren,
Sonst lauerten Ritter und Ross.

Verbrannt sind Thüren und Thore
Und überall ist es so still;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller,
So voll von köstlichem Wein;
Nun steiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie setzt den Gästen im Saale
Nicht mehr die Becher umher.
Sie füllt, zum heiligen Mahle,
Dem Pfaffen das Fläschchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüsternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken,
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Trepp, und Gang und Kapelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Zitter und Flasche
Nach diesen felsigen Höhn
Ich, an dem heitersten Tage,
Mein Liebchen steigen gesehn;

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh;
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu.

Als wären für stattliche Gäste
Die weitesten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit.

Als stünd' in seiner Kapelle
Der würdige Pfaffe schon da,
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Gesänge
Des Herzens innigsten Grund,
Es zeugte, statt der Menge,
Der Echo schallender Mund.

Und als sich, gegen den Abend,
Im Stillen Alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.

Und Knapp und Kellnerin glänzen,
Als Herren, weit und breit;
Sie nimmt sich zum Kredenzen
Und er zum Danke sich Zeit.

JÄGERS ABENDLIED.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süses Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruss,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muss.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weis nicht wie mir geschehn.

SCHÄFERS KLAGELIED.

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen
Und weis doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll,
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum,
Die Thüre dort bleibet verschlossen,
Und alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

MIGNON.

Kennst du das Land? wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorber steht;

Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin!
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg, und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Hölen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennst du ihn wohl?
Dahin! dahin!
Geht unser Weg! o Vater, lass uns ziehn!

GESANG DER GEISTER ÜBER DEN WASSERN.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muss es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand

Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

ELEGIE IN ROM.

(Die siebente.)

O WIE fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb'- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seeligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich, und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es fasste
Hebe den Wandrer, und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?

Irrte die Schöne? Vergib! Lass mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herlichsten Gaben
Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirthliche Gott? O! dann so verstose den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
"Dichter! wohin versteigest du dich?"—Vergib mir; der hohe
Capitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius Mahl vorbei, leise zum Orkus hinab.

OFFNE TAFEL.

Viele Gäste wünsch' ich heut
Mir zu meinem Tische!
Speisen sind genug bereit
Vögel, Wild und Fische.
Eingeladen sind sie ja,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' dich um!
Sieh' mir ob sie kommen!

Schöne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wissen,
Nicht, dass es was hübsches sei,
Einen Freund zu küssen.

Eingeladen sind sie all,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' dich um!
Sieh' mir ob sie kommen!

Frauen denk' ich auch zu sehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden sie,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' dich um!
Sieh' mir ob sie kommen!

Junge Herrn berief ich auch
Nicht im mindsten eitel,
Die sogar bescheiden sind
Mit gefülltem Beutel;
Diese bat ich sonderlich,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' dich um!
Sieh' mir ob sie kommen!

Männer lud ich mit Respekt,
Die auf ihre Frauen
Ganz allein, nicht neben aus
Auf die schönste schauen.
Sie erwiederten den Gruss,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' dich um!
Sieh' mir ob sie kommen!

Dichter lud ich auch herbei,
Unsre Lust zu mehren,
Die weit lieber ein fremdes Lied
Als ihr eignes hören.
Alle diese stimmten ein,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' dich um!
Sieh' mir ob sie kommen!

Doch ich sehe Niemand gehn
Sehe Niemand kommen!
Suppe kocht und siedet ein,
Braten will verbrennen.
Ach, wir haben's, fürcht' ich nun,
Zu genau genommen!
Hänschen, sag' was meinst du wohl?
Es wird Niemand kommen.

Hänschen lauf' und säume nicht,
Ruf' mir neue Gäste!
Jeder komme wie er ist,
Das ist wohl das Beste!
Schon ist's in der Stadt bekannt,
Wohl ist's aufgenommen.
Hänschen, mach' die Thüren auf:
Sieh nur, wie sie kommen!

DAS BLÜMLEIN WUNDERSCHÖN.

LIED DES GEFANGNEN GRAFEN.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloss
Lass' ich die Augen schweifen,
Und kann's von hohem Thurmgeschoss
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön, und höre dies
Hier unter deinem Gitter.
Du meinest mich, die Rose, gewiss,
Du edler, armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn;
Es herscht die Blumenkönigin
Gewiss auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur ist aller Ehren werth,
Im grünen Überkleide,
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht:
Allein du bist das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch
Und strebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein, wie ich, bewusst,
Der hält mich wohl am höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein,
Und frei von bösen Fehlen;
Doch muss ich hier gefangen sein,
Und muss mich einsam quälen.
Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild;
Doch weis ich noch was Liebers.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, sein,
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorgen warten?

Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne:
Bald muss sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht;
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh verborgen und gebückt
Und mag nicht gerne sprechen,
Doch will ich, weil sich's eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt mich's, dass ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen schätz' ich sehr:
Es ist so gar bescheiden,
Und duftet so schön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ist's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuste Weib der Erde,
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer sagt: Vergiss mein nicht:
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn Zwei sich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiss mein nicht!
Da komm' ich wieder in's Leben.

KÜNSTLERS ABENDLIED.

Ach, dass die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Dass eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muss ich dich fassen.

Bedenk' ich dann wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschlieset,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nun Freudenquell genieset;

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen.

Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Dasein mir
Zur Ewigkeit erweitern.

BÜRGER.

LENORE.

Lenore fuhr ums Morgenroth
Empor aus schweren Träumen;
"Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?"—
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.

Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Grus und Kuss verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr:—
"Ach, dass sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?"—
Und schloss sie in die Arme.—
"O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen!
O weh, o weh mir Armen!"—

"Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!"
"O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ists nicht mehr vonnöthen."—

" Hilf Gott, hilf! wer den Vater kennt,
Der weis, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern."—
" O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wiedergeben!"—

" Hör' Kind! wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgethan,
Zum neuen Ehebande?
Lass fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen."

" O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!"—

" Hilf Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weis nicht, was die Zunge spricht;
Behalt' ihr nicht die Sünde!

Ach, Kind, vergiss dein irdisch Leid,
Und denk' an Gott und Seeligkeit;
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen!"—

"O Mutter! was ist Seeligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle!—
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht seelig werden!" — —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen, und zerrang
Die Hand, bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und ausen, horch! gings trap trap trap,
Als wie von Rosses Hufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab,
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! der Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

" Holla, holla, thu auf mein Kind !
Schläfst Liebchen, oder wachst du ?
Wie bist noch gegen mich gesinnt ?
Und weinest oder lachst du ?"—
" Ach, Wilhelm, du ? . . . so spät bei Nacht ? . .
Geweinet hab' ich und gewacht ;
Ach, groses Leid erlitten !
Wo kommst du hergeritten ?"—

" Wir satteln nur um Mitternacht ;
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen !"—
" Ach, Wilhelm, erst herein geschwind !
Den Hagedorn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen !"—

" Lass sausen durch den Hagedorn !
Lass sausen, Kind, lass sausen !
Der Rappe scharrt ! es klirrt der Sporn !
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm schürze, spring' und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich !
Muss heut noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett' eilen."

" Ach ! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut ins Brautbett' tragen ?
Und horch ! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen."—

" Sieh hin, sieh her! Der Mond scheint hell.
Wir und die Todten reiten schnell!
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut' ins Hochzeitbette!"—

" Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?"—
" Weit, weit von hier! . . Still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen!"—
" Hats Raum für mich?" . . " Für dich und mich!
Komm schürze, spring' und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen!"—

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Ross behende;
Wohl um den trauten Ritter schlang
Sie ihre Lilienhände!
Und hurre hurre, hop hop hop!
Gings fort in sausendem Gallop,
Dass Ross und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid' und Land!
Wie donnerten die Brücken!
" Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"
" Ach nein! . . Doch lass die Todten!"—

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? . .
Horch Glockenklang! horch Todtensang:
"Lasst uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf' in Teichen.

"Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Sang und Klang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib;
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und sprich den Seegen,
Eh' wir zu Bett' uns legen!"—

Still Klang und Sang . . . Die Bahre schwand . . .
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's, hurre, hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop,
Gings fort in sausendem Gallop,
Dass Ross, und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links,
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken!—

" Graut Liebchen auch? . . . Der Mond scheint
hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"—
" Ach! lass sie ruhn, die Todten!"—

Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich beim Mondeslicht,
Ein luftiges Gesindel.—
" Sasa! Gesindel, hier! komm hier!
Gesindel, komm' und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wenn wir zu Bette steigen!"—

Und das Gesindel, husch, husch, husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt;
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Gings fort in reissendem Gallop,
Dass Ross und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne!—
" Graut Liebchen auch? . . . der Mond scheint
hell!
Hurrah! die Toden reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"—
" O weh! lass ruhn die Todten!"—

"Rapp! Rapp! mich dünkt, der Hahn schon ruft——
Bald wird der Sand verinnen——
Rapp! Rapp! ich wittre Morgenluft——
Rapp! tummle dich von hinnen!—
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf!
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle!"— — —

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Gings mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloss und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

Ha sieh! ha sieh! im Augenblick,
Huhu, ein grässlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder;
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp,
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! wars unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.

Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft;
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
Rundum herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
"Geduld! Geduld! Wenns Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!"

HERDER.

DER GERETTETE JÜNGLING.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

"Diesen Jüngling, sprach er zu dem Bischof,
Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn!—Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn; und weil er ihm vertraute,
Lies er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz dem Jüngling.
Angelockt von süsen Schmeicheleien,
Ward er müsig, kostete die Wohllust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: "Wo ist mein Sohn?"—"Er ist gestorben!"
Sprach der Greis, und schlug die Augen nieder.
"Wann und wie?"—"Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber."

"Dieses Jünglings Seele, sprach Johannes,
Fodr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?"—

"Auf dem Berge dort!"
—"Ich muss ihn sehen!"

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieses wollt' er).
"Führet, sprach er, mich zu eurem Führer."

Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. "Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis! Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn, und muss für dich antworten.

Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr: dann stürzte, statt der Antwort,
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goss sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt,
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt-Johannes Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

TIECK.

DIE LILIE.

ROMANZE.

Sei du mein Gesang, o weisse,
Heil'ge sanfte Liebeslilie;
Wenn ich dich mit Lippen küsse
Weist du, wie ich innig liebe.
Keiner soll die Rose schelten,
Deren süses Blut durchdringet
Unser Blut mit froher Sehnsucht,
Zündet in dem Herzen Schimmer:
Aber wer den blauen Äther
Kannte und das Licht des Himmels,
Und die stille Kraft der Wellen,
Liebt auch dich, holdseel'ge Lilie.

Unter Felsen, unter Wäldern,
In dem einsamsten Gefilde,
Wo nur heilig Rauschen wohnte,
Geister in den Quellen rieselnd
Mit den Bäumen sich besprachen
Und sich in dem Echo riefen,
Lebten zwei Geliebte glücklich,
Seelig ganz in ihrer Liebe;

Aus der wüsten Welt geflohen
Fanden sie die Ruhe wieder
Und ihr Herz in Blumen, Bäumen,
Bergen und der heil'gen Stille.
Einst, als sie nach langen Küssen
Sich beglückt in Armen hielten,
Und die Blicke zu einander
Sehnsüchtig, befriedigt spielten,
Blickte er in ihre Augen,
Sie in seines Herzens Tiefe,
Und so wie aus Geisterbrunnen
Stiegen beiden in die lichten
Augen auf zwei grose Thränen,
Die sie fest im Zittern hielten.
Was bedeuten, sprach er seufzend,
Die Gefühle, Liebe, diese
Wehmuthsvollen süsen Thränen,
Die in Andacht du erwiederst?
Nein, ich mag sie nicht verbergen,
Gern hab' ich sie dir gewiesen,
Und die Thräne soll nicht rinnend
Aus dem Blicke niederfliesen.—
Ein Geheimniss ist es, sprach sie,
Wonach diese Wasser zielen,
Das sie gerne mit der Andacht
Wollen aus dem Herzen ziehen,
Aber schwach sind ihre Arme,
Und es fällt in's Dunkle wieder,
Und ermüdet sinkt die Thräne
Über unsre Wange nieder.—
Also nur ist Erd' und Wasser,

Sang er, Luft, Licht und Gestirne
Aus der Sehnsucht hergequollen,
Ein Geheimniss aufzufinden :
Klar im Golde funkelt Sehnsucht,
Süs Ermatten glänzt im Silber ;
Wollte sich doch deine Thräne
Auch gestalten als Erinnrung !
Ward ja aus der Fluth Geheimniss
Doch der Bau der Welt gebildet.
Süse Geister, regt euch alle,
Dass ein Sein der Thrän' entquelle,
Das, ein neues Gold, wird leuchten
Süser, sanfter, glänzen milder.—
Und es waren Geister nahe,
Die im Quell mit Blumen spielten,
Sie erhörten das Gebet, die
Thränen sanken, Blumen fielen,
Griffen, hielten fest die Erde,
Und geheimnissvoll zwei Lilien
Sahen hin auf die Entzückten,
Inn'ger fühlten sie die Liebe.
Sanfte, goldne, silberweisse,
Also wardst du, Liebeslilie.

THEODOR KÖRNER.

GEBET WÄHREND DER SCHLACHT.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzücken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich,
Vater du segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich.
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend, und siegend, preis' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüsen,
Wenn meine Adern geöffnet fliesen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

LÜTZOW'S WILDE JAGD.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen!
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die Fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braus't der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wer scheidet dort lächelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd,
Auf Henkersblut und Tyrannen!—
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

LETZTER TROST.

Beim Rückzug der vereinigten Heere über die Elbe.

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braus't das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her;
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen.

Die Hölle braus't auf in neuer Gluth,
Umsonst ist geflossen viel edles Blut,
Noch triumphiren die Bösen.
Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!
Es hat nicht vergebens blutig getagt,
Roth muss ja der Morgen sich lösen,

Und galt es früherhin Muth und Kraft,
Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!
Sonst scheitert das Schiff noch im Hafen.
Erhebe dich, Jugend; der Tieger dräut!
Bewaffne dich, Landsturm; jetzt kommt deine Zeit
Erwache, du Volk, das geschlafen!

Und die wir hier rüstig zusammenstehn,
Und keck dem Tod in die Augen sehn,
Woll'n nicht vom Rechte lassen:
Die Freiheit retten, das Vaterland,
Oder freudig sterben das Schwert in der Hand,
Und Knechtschaft und Wüthriche hassen.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was giebt uns die weite unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden?—
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja! glücklich und frei sind die Todten.

Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,
Drum zittre, du Erdreich, um uns her;
Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln!
Die Erde kann neben uns untergehn;
Wir wollen als freie Männer bestehn,
Und den Bund mit dem Blute besiegeln.

ABSCHIED VON LEBEN.

Als ich schwer verwundet und hülflos in einem Holze lag und zu sterben meinte.

Die Wunde brennt;—die bleichen Lippen beben.—
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage—
Gott, wie du willst! dir hab' ich mich ergeben.—
Viel goldne Bilder sah' ich um mich schweben;
Das schöne Traumlied wird zur Todtenklage.
Muth! Muth!—Was ich so treu im Herzen trage,
Das muss ja doch dort ewig mit mir leben!
Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen;—
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

HARRAS

DER KÜHNE SPRINGER.

ANMERK. Eine alte Volkssage erzählt die kühne That dieses Ritters, und noch heut zeigt man bei Lichtewalde im Sächsischen Erzgebürge die Stelle, die man den Harrassprung nennt. Am Ufer steht jetzt zwischen zwei alten ehrwürdigen Eichen, der steilen Felsenwand gegenüber ein Denkmal mit der Inschrift: "Ritter Harras, der kühne Springer."

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen,
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
Da begann sich's im Thale zu regen.
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Tross,
Wie Brausen des Sturm's und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Ross
Der Harras, der muthige Ritter.
Sie jagen, als gält es dem Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut zu erreichen,
Und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen,
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen,
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt,

Das Hüfthorn ruft furchtbar zum Streite
Und die Schwerdter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpf donnernd wieder erklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerdter klingen, der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
Sie achten's nicht in des Kampfes Gluth,
Und keiner will sich ergeben,
Denn Freiheit gilt's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
Der Übermacht muss es erliegen,
Das Schwerdt hat die Meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch, und schlägt sich durch,
Und sein Ross trägt den muthigen Streiter
Durch die Schwerdter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege,
Denn flüchtig hat er des Weges nicht Acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen.

Er steht an des Zschopauthals schwindelndem Rand,
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöh'n,
Sieht er seine schimmernde Veste stehn.
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als ob's ihn hinüberrief,
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl funfzig Klaftern tief,
Schreckt das Ross, es schäumt in dem Zügel;
Und mit Schaudern denkt er's, und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
Er hört wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob er Tod in den Wogen erwähle.
Dann sprengt er vor an die Felsenwand,
Und befiehlt dem Herrn seine Seele,
Und näher schon hört er der Feinde Tross,
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Ross.
Doch er spornt's, dass die Fersen bluten,
Und er setzt hinab in die Fluthen.

Und der kühne, grässliche Sprung gelingt,
Ihn beschützen höh're Gewalten,
Wenn auch das Ross zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten,
Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand,
Und begrüsen freudig den Schwimmer.
Gott verlässt den Muthigen nimmer.

DIE HEILIGE DOROTHEA.

LEGENDE.

Als unser Meister, Herr Jesus Christ,
Zum Heil für ewige Zeiten
In den bittern Tod gegangen ist,
Da bekannten sich viele Heiden.

Und in Griechenland lebte ein Mägdlein zart
Die thät eines Gartens hüthen,
Der hatte der Herr sich offenbart
In ihren Bäumen und Blüthen.

Sie pflegte der Blumen so lieb, so hold,
Mit frommen kindlichen Scherzen,
Und der Glaube wuchs ihr, wie reines Gold,
Lebendig in ihrem Herzen.

Und als sie einst unterm blühenden Baum
Zum Schlummer die Augen geschlossen,
Da hat der Herr einen lieblichen Traum
In ihre Seele gegossen.

Es kam von des Himmels Sternenrand,—
So erschien ihr das freudige Wunder,—
Drei blühende Rosen in strahlender Hand,
Ein lichter Engel herunter.

Er reicht ihr die Rosen mit liebendem Blick,
Und gab ihr den Kuss der Weihe,
Dann flog er zu seinem Himmel zurück,
Hinauf durch des Äthers Freie.

Und als sie erwacht aus des Traumes Lust,
Gedenkt sie der heitern Gestalten,
Und findet drei Rosen an ihrer Brust,
Da erkennt sie das göttliche Walten.

Und heilige Sehnsucht ihr Herz durchglüht
Nach dem ewigen Himmelsgarten,
Und still verklärt sich ihr tiefes Gemüth,
Der Gottesgabe zu warten.

Und zween Tage prangt die Frühlingspracht,
Mit freudigem Sternenglühen,
Und als der dritte Morgen erwacht,
Da wollen die Rosen verblühen.

Und der Engel erscheint, als der vierte graut,
Im lichten Bräutigamskleide,
Und trägt die Rosen und trägt die Braut
Hinauf in den Garten der Freude.

KÖRNERS TODTENFEIER.

Nach der Weise von Pergolese: Stabat Mater.

Unter'm Klang der Kriegeshörner
Riefen Engelstimmen: "Körner!"
Und das Heldenherze bricht.—
Herzen, Augen, brecht in Zähren!
Eure Zähren wird verklären
Hohen Glaubens Freudenlicht.

Deutschland, dem du treu verbunden,
Fühlt, o Bruder, deine Wunden,

Blutet mit und—freuet sich !
Bist ein König, hochbeneidet,
Deines Blutes Purpur kleidet,
Heil'ge Dornen krönen dich.

Wenn die Saiten längst zersprungen,
Lebt das Lied auf allen Zungen,
Lebt unsterblich im Gemüth.
Nur des Lebens Licht verdunkelt,
Doch der Stern der Liebe funkelt
Bis im Lichtmeer er verglüht.

Jesu, reine Gottesminne,
Eine unsres Volkes Sinne
In der Liebe Heil'genglanz !
Lass auch uns, nach heissen Mühen,
Einst wie unsrem Bruder blühen
Dornenkron und Sternenkranz !